



3 1761 05976265 8

PAULSCHULTZE-NAUMBURG KULTURARBEITEN BAND 2: GÄRTEN



HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

VERLAG
DI
TOBEN
HAMBURG

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN
BAND II



PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN 
BAND II: GÄRTEN 

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART



DRITTE AUFLAGE

124236
—
20/9/12

BEI GEORG D. W. CALLWEY IM KUNSTWART-VERLAGE
ZU MÜNCHEN 1909



DRUCK VON
KASTNER & CALLWEY
MÜNCHEN

VORWORT ZUM ERSTEN BANDE

UNTER dem Gesamttitel „Kulturarbeiten“ erscheint im Kunstwart-Verlag eine Serie von Büchern, von denen in Form einzelner Aufsätze der Kunstwart bereits Bruchstücke veröffentlicht hat. Ihr Zweck ist, der entsetzlichen Verheerung unseres Landes auf allen Gebieten sichtbarer Kultur entgegenzuarbeiten. Sie sollen auch die ungeübtesten Augen durch stetig wiederholte Konfrontierung guter und schlechter Lösungen gleicher (oder ähnlicher) Aufgaben zum Vergleich und damit zum Nachdenken zwingen; ferner sollen sie auf die guten Arbeiten bis zu Mitte des 19. Jahrhunderts aufmerksam machen und so die Tradition, das heisst die direkt fortgepflanzte Arbeitsüberlieferung wieder anknüpfen helfen.

Die Kultur des Sichtbaren umfasst nicht allein Häuser und Denkmale, Brücken und Strassen, sondern auch Kleider und gesellige Formen, Forste und Viehzucht, Maschinen und Landesverteidigung. Über die Tatsache, dass sie so, wie seit 50 Jahren Volk und Regierung sie formt, eine entsetzliche Entstellung der Physiognomie unseres Landes bedeutet, darüber sind sich heut wohl alle, die hier eine Stimme abzugeben befähigt sind, einig. Seit mehr als fünf

VORWORT

Jahren hat eine starke Bewegung eingesetzt, die mit gewaltigen Kraftanstrengungen arbeitet, aber ihre Arbeit vorzugsweise den Luxusbedürfnissen oder doch den Bedürfnissen der Bemittelteren zugewandt hat. Bei der Gestaltung der Formen des Lebens von Stadt und Dorf verschwinden die Besserungsversuche in der ungeheuren Menge der täglichen Aufgaben so gut wie ganz. Und doch ist es höchste, allerhöchste Zeit, dass hier Bestrebungen einsetzen, die Einhalt gebieten, wenn unser Land nicht bald das rohe und freudlose Antlitz einer verkommenden Nation tragen soll, die den Sinn des Lebens zum Vegetieren entstellt. Es ist gar nicht zu ermessen, welcher geistige Schaden geschieht, wenn wir auf die Dauer die Verbindung „nützlich und hässlich“ für gewissermassen innerlich begründet halten.

Wir sollten also bei unseren Bemühungen auf die Mithilfe von allen Einsichtigen rechnen können. Es kann aber keine gute Sache geben, die nicht alsbald ihre „Gegner“ findet. Anstatt zum gemeinsamen Werke zusammenzuhalten, sieht man die Kampfgenossen sich gegenseitig zerfleischen, so dass man manchmal meinen könnte, es käme ihnen gar nicht auf die tatsächliche Erreichung des Zieles zum Wohle der ganzen Menschheit, sondern vielmehr darauf an, nur ja selbst die ersten im Wettlauf zu sein.

Es scheint mir angebracht, der Serie von Büchern einige erklärende Worte vorzuschicken, um den zer-

VORWORT

störenden Folgen der Missverständnisse wenigstens bei denen entgegentreten, die mit gutem Willen kommen.

Die Serie „Kulturarbeiten“ wendet sich nicht an die Kreise derer, die schon mit uns für gleiche Ziele fechten. Auch von ihnen werden vielleicht Einige mit Interesse die Methode beobachten, mit der ein Mitkämpfer für die gleichen Ziele eintritt; auch sie werden an der Sammlung der Reste einer bescheidenen, aber feinen Kultur ihre Freude haben können und sich an der konsequenten Durchführung von Beispiel und Gegenbeispiel nicht stossen, wenn sie sich sagen, dass auf diesem Prinzip der ganze propagandistische und erzieherische Gedanke der Bücher basiert. Aber der Zweck der Veröffentlichung ist, denen die Augen zu öffnen, die noch ganz fernab stehen, denen noch nichts von der Erkenntnis dämmert, dass das Urteil unseres bewussten Anschauens nicht allein „schön und hässlich“ lautet, sondern „gut und schlecht“, in beiderlei Sinn, nämlich „praktisch brauchbar und unbrauchbar“ und „moralisch gut und schlecht“, und dass das Auge sein Urteil nicht vom Sprachdenken zu beziehen braucht, in dem wir das einzig „logische“ Denken zu erblicken gewöhnt sind. Auch das Auge vermag logische Schlüsse zu ziehen.

Die Bücher wenden sich auch nicht ausschliesslich an die, die sich „die Gebildeten“ nennen, sondern unser Wunsch ist es, das Volk zu gewinnen, den kleinen Bürger, die Bauern, die Arbeiter, diejenigen, die am nachhaltigsten

VORWORT

an der Umgestaltung des Antlitzes unseres Landes tätig sind.

Man wird mir sagen: Die lesen doch keine Bücher. Ich entgegne: Man muss die Bücher eben derartig unter das Volk zu bringen suchen, dass sie sie lesen können. Die Statistik unserer Volksbibliotheken spricht für uns. Im übrigen soll man uns doch ein anderes erreichbares Mittel sagen, mit dem man heut besser als mit billigen Büchern und Abbildungen auf breite Massen wirken kann. Natürlich, mit Fortreissen kann erst die Betätigung, die dann zur Nachahmung verführt. Aber das liegt nicht in meiner Macht und so muss ich mich damit begnügen, in Wort und Bild zur Betätigung zu überreden.

SAALECK I. TH.

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

VORWORT

DIESER Band über Gärten behandelt den ersten Teil des Themas: die architektonische Anlage des Gartens. Der botanischen Anlage wird ein anderer Band der Kulturarbeiten gewidmet werden.

Man bringt dem Künstler immer das Vorurteil entgegen, dass er unpraktischen und sentimentaln Idealen nachjage. In dem, was ich hier zu erörtern habe, wird sehr wenig von der Poesie des Gartens die Rede sein, viel mehr von seiner praktischen Benutzbarkeit. Die Poesie ergibt sich als Resultat, um das ich nicht viele Worte zu verlieren brauche.

Ich sehe es voraus, dass das rasch fertige Urteil über mein Buch das Fazit ziehen wird, indem es sagt: dieser Herr will den steifen französischen Garten wieder einführen und weiss nicht, dass WIR den doch überwunden haben. Kann also überhaupt nicht mitreden. Bei Leuten, die mein Buch gar nicht oder nur halb lesen, kann ich mich dagegen nicht wehren. — Manche praktisch Tätige werden sagen: das wissen wir ja schon lange. Das strebt ja die moderne Landschaftsgärtnerei schon lange an.

VORWORT

Gut. Ich glaube es zwar nicht, aber ich kann auch nicht das Gegenteil beweisen. Man müsste mir zum Beweis nur zehn neue Gärten in ganz Deutschland zeigen können, die nach diesen Prinzipien gestaltet wären.

SAALECK I/TH.

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

VORWORT ZUR ZWEITEN UND DRITTEN AUFLAGE

DA ich am Inhalt des Buches nichts Wesentliches zu ändern hatte, ist es bis auf einige geringfügige Korrekturen und Bilderergänzungen unverändert zum Abdruck gekommen. Ein weiteres gesammeltes Anschauungsmaterial von 100 Beispielen guter Gartengestaltung habe ich in einem **Bilderergänzungsband zu Band II** gesondert herausgegeben.

SAALECK I/TH.
JANUAR 1909

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG

Im Hause schafft der dringende Zwang der Zweckmässigkeit manchmal ohne Absicht des Erbauers etwas Erträgliches. Im Garten, wo diese unumgängliche Forderung der Zweckmässigkeit fehlt, kommt die Ratlosigkeit unserer Zeit, Lebensformen zu gestalten, trostlos zum Ausdruck. Hätten wir nicht noch vereinzelte Reste von poesieumwobenen alten Gartenanlagen, so wüssten wir heute überhaupt nicht mehr, was ein Garten sein, welche Gefühlswerte er bergen und was er in unserem Leben bedeuten kann. Nur in den Köpfen vereinzelter phantasiebegabter Menschen könnte sich dann das Traumbild einer nie erschauten Gartenherrlichkeit zeigen, und man würde ihnen nicht glauben, wenn sie davon erzählten. Gottlob ist es ja noch nicht so weit. Wenn man fleissig sucht, findet man in abgelegenen Winkeln kleiner Städte bei eigensinnigen alten Leuten noch — wirkliche Gärten. Ich habe mir alle gemerkt, die ich sah, und sie, wo es anging, im Bilde festgehalten. Von neuen Anlagen habe ich bis heute nur wenige entdeckt, die meinen Begriffen vom Garten auch nur annähernd entsprochen hätten.

Die Anlage eines Gartens ist, man mag sagen, was man will, doch immer eine architektonische Aufgabe, auch wenn man nicht nur mit Steinen baut, sondern als Hauptmaterial die lebende Pflanze verwendet.

Ein Garten ist kein Wald und keine Wiese. Er ist die vermenschlichte Form der freien Natur. Lassen wir den Begriff des ausgedehnten Parkes vorläufig ganz ausser Betracht, und nehmen wir erst einmal den Garten als Erweiterung des Hauses. Hier erscheint er durchaus als architektonische Aufgabe, denn sein Zweck ist, wenn auch nicht gerade Räume, so doch Aufenthaltsorte zu schaffen, und zwar abgetrennte Aufenthaltsorte, die einer ganz ausgesprochenen Bestimmung dienen, und zu deren Gestaltung, Gliederung und Trennung der Erbauer statt zu totem zu dem lebenden Material der Pflanze greift, die er durch Steinbau, Holz- und Lattenwerk und Kultur in die beabsichtigten Formen bringt. Die Pflanze an sich mag sich noch so frei entwickeln — die grosse Form, die die Gesamtheit der Pflanzen im Garten annimmt, ist eine vom Menschen beabsichtigte (auch weil man unter den bekannten Pflanzenformen die wählt, die man haben will) und deshalb eine architektonische Aufgabe.

Betrachten wir zuerst einmal die eigentliche, aus Steinen und Holz erbaute Architektur für den Garten, wie sie sich als Grundlage, gleichsam als erstes Glied des erweiterten Hauses ergibt. Ich wähle diesen Weg, weil ich zu der Ansicht gekommen bin, dass sich von der vorhandenen

alten Gartenarchitektur aus besser der Begriff des Gartens selbst ableiten lässt, als umgekehrt. Vielleicht ist dies auch der natürliche Weg der Entwicklung gewesen.

Die aus dem einfachen Nutzbedürfnis sich ergebende nächstliegende architektonische Aufgabe im Gartenbau ist die Laube und die vor Witterung besseren Schutz bietende, architektonisch gewordene Form der Laube: das **Gartenhaus**.

Man könnte ein Buch allein über das Gartenhaus schreiben. In der ganzen Zeit vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis auf die Tage, in denen Goethe starb, ist kaum etwas so Trauliches, etwas so dem behaglichsten Familienleben Entsprungenes erdacht worden, wie die Gartenhäuser, deren Grundformen zu jener Zeit festgelegt wurden.

Man versetze sich in jene Tage zurück, wie beim Lesen von „Wilhelm Meister“ oder von „Dichtung und Wahrheit“ das Auge sie sich erdichtet. Feste Wälle und Mauern hatten ehemals die Städte eingeschlossen. In den Strassen drängten sich die alten Patrizierhäuser mit ihren hohen Fassaden, die die Renaissancezeit reich geschmückt hatte, mit ihren Wagenmagazinen und Speichern und mit ihren Höfen, die hinten an die Stadtmauer anstießen, eng zusammen. Allmählich war der kriegerische Bann gefallen; man entfernte die Wallgänge und legte im ersten erwachenden Natursinn lange, schmale Gärtchen zwischen Haus und Stadtmauer an, die von den Nachbargärtchen

durch Mauern getrennt waren. Hatte sich ihr Niveau durch Anhäufen guter Gartenerde erhöht, so zog man wohl auch eine niedrige Futtermauer gegen das Haus hin, zu der bequeme Treppchen hinauführten. Zwischen dem Haus und der altersgrauen Stadtmauer entstand nun ein beschauliches Leben. Lag dort an der Ecke gerade eine alte Bastion, so erhob sich auf ihr ein lustiges Gartenhaus, zu dem schmale Steintreppchen emporklommen. Von seinen hellen Fenstern aus schaute man über die Alleen, den Fluss, die Wiesen, ohne dass man den Garten den Blicken von aussen her preisgegeben hätte. Aber auch die Leute draussen kamen dabei nicht zu kurz, denn das Bild, das sich von jenseits des Stadtgrabens ergab, war überaus reizend. Das freundliche Dach, die geschwungenen Linien der weissgestrichenen Fensterrahmen, die hellen Wände und die dunklen Baumkronen, die sich über graue Mauern erhoben, erzählten von dem, was man der un-mittelbaren Neugier verschwieg.

Oder man baute das Häuschen im Schutz des alten Gemäuers in den Garten hinein, so dass die Tür des Sälchens, zu dem wenige breite Stufen hinaufführten, unmittelbar in den Garten hineinschaute, durch die mit Buchs eingefasste Allee, die zum Wohnhaus führte. Niederes Spalierobst stand im mittleren Teil des Gartens, während ein dichtes Efeukleid alle Mauern umspann, so dass im heissen Sommer der Aufenthalt in ihm kühl wie in einer Grotte war.

Und auch draussen vor den Toren erwuchs fröhliches Gartenleben. Wachsende Freude am Landleben begnügte sich nicht mit dem kleinen Stadtgärtchen. Der wohlhabende Bürger erwarb draussen ein grösseres Gartenland oder auch Weinberge, deren sommerliche Lusthäuser für ganze Tage, ja, auch für Nächte zum Aufenthalt dienen konnten. Lag der Garten in der Ebene, so umzog man ihn mit einer hohen Mauer, über die kleine fröhliche Pavillons hervorschauten. Aber nur mit dem Dach, denn man baute ja nicht für die andern, sondern für sich. Deshalb auch fiel es einem nicht bei, die bevorzugten Teile der kleinen Bauten der Strasse zuzuwenden. (Abb. 1.)

Ich kann alles das besser in Bildern zeigen. Man betrachte Abb. 2. Ist es nicht, als ob der junge Goethe selber hier gegangen käme? Das Gartenhäuschen legt sich mit dem Rücken an die Mauer an, die so hoch ist, dass nur das Dach über sie hervorlugt. (Siehe Abb. 1.) An sich ist es gar kein architektonisches Meisterwerk, wenn man bei diesem Wort nur an die Bewältigung schwierigster Aufgaben denken will. Oder sollte man die restlose Lösung einer kleinen bescheidenen Aufgabe auch ein kleines Meisterwerk nennen dürfen? Ist hier nicht das Äussere der vollkommene Ausdruck des Sinns und Zwecks des Ganzen? Erzählt nicht das kleine Bild genug von Heiterkeit, Behagen, Ruhe und verschwiegenem Glück?

Auch heute baut man noch Gartenhäuser, aber sie sehen alle ganz gleich aus und zwar wie auf dem Bilde



Abbildung 1

rechts von Abb. 2 (Abb. 3). Ist es nicht ein Anblick zum Weinen, wenn man sieht, was für Gefühlsausdrücke man heute für das Gartenleben wählt? Man frage in der ganzen Welt herum, ob man heute andere Lösungen für die Gartenarchitektur findet! Dies hier ist das eine Schema, das in den Bauschulen geübt wird. Gewiss, es gibt auch noch „elegantere“ und „phantasievollere“, aber der Himmel behüte uns vor jenen Vorlagenwerken, denen sie entstammen. Sie sind noch ärger, meist geben sie sich für skandinavische Holzarchitektur aus oder noch Fremderes und passen als solche ja freilich sehr schön in unsere deutschen Gärten!

Mit Vergnügen besuche ich immer wieder das alte grosse Gartenhaus, das auf Abb. 4 zu sehen ist. Es ist eigentlich schon mehr ein Gartensaal und ist an dem dem Hause entgegengesetzten Ende des Gartens in die Mauer eingebaut, so dass auf dieser gleich das Dach sitzt. Hohe Mauern umgeben wieder den ganzen Garten. Und doch — der Anblick bedeutet sogar für den Vorübergehenden ein freundlicheres Geschenk, als es die offen hinter kalten Eisengittern liegenden modernen Gärten geben können. Denn es kommt nicht darauf an, wie viele Gegenstände man beim Vorübergehen überschauen kann, sondern was für Gefühlswerte der vorüberstreichende Blick empfängt. Ich glaube ganz sicher, dass es jedem auch nur einigermaßen empfänglichen Menschen ebenso gehen muss: dass die zurückhaltende Andeutung von dem, was traulich hinter

BEISPIEL



Abbildung 2

GEGENBEISPIEL



Abbildung 3

BEISPIEL



Abbildung 4

GEGENBEISPIEL



Abbildung 5

den Mauern wohnt, mehr von leisem Glücksgefühl mitgibt, als der für jedermanns Blick preisgegebene Garten, der kahl und offen hinter Eisenstäben liegt, und dem man von aussen ansieht, wie wenig die Bewohner sich darin zu Hause fühlen können.

Man vergleiche Abb. 6 und 7. In beiden Fällen handelt es sich um die Gestaltung derselben Aufgabe: auf einem Punkt hoch über dem Tal einen Ort zu schaffen, der nicht allein Schutz vor Sonne und Regen, sondern auch freundlichen, geselligen Aufenthalt bietet. Die hohe Lage beider Orte kommt leider in der Photographie kaum zum Ausdruck. Nun besehe man sich genau, wie die alte und wie die neue Zeit diese Aufgabe löst. Beim alten Pavillon erklimmt man auf breiten Steintreppen die Höhe, muss dann wieder auf einer Treppe um den Bau herumsteigen und betritt ihn erst von hinten durch die Tür, die auf dem Niveau der obersten Bergterrasse liegt, während die Fundamente des Häuschens in der unteren Terrasse ruhen. Man betritt also von hinten den Bau, nachdem man, mit dem Bilde der Landschaft im Rücken, die Höhe erstiegen hat. Wendet man sich nun, um in die Tür einzutreten, so erblickt man (Abb. 8), selber im dämmerigen Raum stehend, die Tallandschaft durch das einheitliche grosse und breite Fenster des Sälchens, das sich nach vorn zu öffnet. Die beiden runden Wände rechts und links sind vollkommen geschlossen und sammeln so den Blick auf den schönen und natürlichen Ausschnitt, den gerade das

Fenster bildet. Der ganze Ort ist wie geschaffen zum Träumen und wie geschaffen zum behaglichen Lebensgenuss. (Abb. 10 ist derselbe Pavillon, von unten gesehen.)

Damit vergleiche man die Art, wie unsere Zeit solch eine Aufgabe löst. (Abb. 7.) Die Tür führt irgendwo hinein; man hat gar nicht überlegt, welche Folgen die Art des ersten Eintritts in den Raum hat. Vorn nach dem Tal zu ist allerdings auch der Blick offen, zugleich sind aber auch links zwei grosse Fenster angebracht, die nicht nur den Blick von dem Tal, das vor allem schön ist, auf den vor den Fenstern sich hinziehenden, vollkommen uninteressanten Weg ablenken, sondern auch den im Pavillon Sitzenden den Blicken der auf dem Wege Daherkommenden preisgeben, was das Gefühl verursacht, auf dem Präsentierteller zu sitzen. Nebenbei blendet das seitlich hereinfallende Licht die Augen und macht den Aufenthalt unangenehm, nicht zu vergleichen mit der Ruhe des oberen Pavillons. Auch ist die Öffnung nach vorn viel zu hoch und zu breit, um das Bild des Tals zu umgrenzen und zur Einheit zu schliessen. Aber niemand gibt sich die Mühe, Wirkung und Ursachen genau zu prüfen; man stellt die Bauten ohne Liebe und Nachdenken auf und läuft seines Wegs. Den Benutzern scheint das Bedürfnis nach Lebensharmonie und ihre Erscheinungsform abhanden gekommen zu sein.

Aber man braucht sich nicht einmal die ganze Kette

BEISPIEL



Abbildung 6



Abbildung 7

BEISPIEL



Abbildung 8



Abbildung 9

BEISPIEL



Abbildung 10

GEGENBEISPIEL



Abbildung 11

von Ursache und Wirkung klarzumachen. Wozu haben wir denn unsere Augen, wenn wir nicht aus der Schönheit der Erscheinung die Vorzüglichkeit des inneren Wesens abzulesen vermögen? „Der Schein trügt“, sagt ein altes Tantenwort. Ich aber sage: ihr könnt nicht lesen, wenn der Schein euch so leicht trügt. Ich meine, ein Blick schon auf die beiden Bauten muss dem gebildeten Auge genügen, um ohne weiteres anschauend zu erkennen, dass der eine zweckmässig und schön, der andere unweckmässig und hässlich ist. Von der wundervollen und geschlossenen Form des einen und den zappeligen, unsinnigen Zacken, Kanten und „Verzierungen“ des andern will ich gar nicht reden, denn davon spricht das einfache Augen-Urteil ja ohne weiteres genug.

Ich zeige eine grosse Anzahl aller möglichen Gartenhäuser im Bild. Sie dienen den verschiedensten Zwecken, und ich glaube nicht, dass hier im Garten die neue Zeit irgendeinen neuen Zweck dem alten hinzugefügt hat. Nicht einmal die Gefühlswerte des kultivierten Menschen, die er aus dem Garten und seinen Teilen schöpft, sind andere geworden. Da finden wir das primitivste Gartenhaus, das zunächst als Geräteraum dem schlichten Nützlichkeitszweck dient. Aus seiner geschickten Anlage ergibt sich von selbst der Ort, der einen umfassenden Umblick über Garten und Umgebung bietet. Allmählich entsteht das Gartensälchen und die feste Laube, die vor den Unbilden der Witterung sicheren Schutz geben. Dann teilt

sich die Linie; die eine entwickelt sich weiter zum festen, bewohnbaren Gartenhaus, die andere führt zu der grün-umrankten Laube, die bald ausser dem Laubwerk nur aus einem dünnen Gerüst von Latten besteht, bald mit einem festen Dach überdeckt ist und so das Bindeglied zum „Pavillon“ wird. Diese grosse Reihe von Möglichkeiten wollen wir in den Bildern durchlaufen. Abb. 12 ist ein Häuschen, das in einem hier mehrfach erwähnten und als Beispiel im Bilde herangezogenen Bauerngärtchen steht. Die Anlage befindet sich auf einem nach dem Flusse zu abfallenden Gelände, das Häuschen auf der dem Flusse zugewandten Seite. Das Gelände innerhalb des Gärtchens ist geebnet und durch eine Futtermauer in zwei Terrassen geschieden, die durch zwei Treppchen in Verbindung stehen. (Siehe Abb. 69 und 76.) Durch die Terrassenanlage ist es bedingt, dass die Mauer innerhalb des Gartens (Abb. 12) niedriger ist als ausserhalb. Sie steigt innen also zu einer noch überschaubaren Höhe an, während sie von aussen fast mehr als doppelte Menschenhöhe erreicht. Dort oben steht nun das Gartenhäuschen und thront so in ansehnlicher Höhe. Diese Höhe und sein Platz auf der Ecke der Mauer lassen es zu, dass von da aus der Blick weit flussauf und flussab schweift, ohne dass die aussen auf dem Wege Vorübergehenden irgendwie stören könnten. Wie nett ist das kleine Gemach, zu dem die wenigen breiten, behaglichen Stufen emporführen. Heute ist es ein Ort der Verwahrlosung, und die Besitzer

BEISPIEL



Abbildung 12

GEGENBEISPIEL



Abbildung 13

wissen nichts anderes damit anzufangen, als Mohnköpfe darin zu trocknen und das Ganze verfallen zu lassen, weil auch ihnen die Fähigkeit der Lebensempfindung abhanden gekommen ist. Ich kann nicht sagen, ob die soziale Lage des Bauern so viel schlechter geworden ist, als sie es vor hundertfünfzig Jahren war. Dass damals dem Besitzer eines solchen kleinen Gütchens behagliche Lebensformen geläufig waren, beweisen uns die hinterlassenen Anlagen. Man würde sie nicht geschaffen haben, wenn man sie nicht zu benutzen verstanden und diese Benutzung nicht beabsichtigt hätte. Man braucht kein Sterndeuter zu sein, um dem Bilde 12 Zweck und Sinn der Anlage, sowie die Lebensformen der Erbauer abzusehen. Das ist ja gerade das Seltsame des Kunstschaffens, dass es keine verabredete Hieroglyphenschrift ist, sondern dass die Formen elementar vom Sinn und Zweck des Erbauten erzählen. Kunst ist Ausdruck, und bildende Kunst ist Ausdruck, der durch die Augen vermittelt werden soll; immer wieder muss man es wiederholen. Man nehme nun noch einmal seine Augen recht voll von diesem einfachen Bauwerk mit seinen weiss geputzten Wänden, auf die so gar kein Schmuck gehängt ist, den einfachen viereckigen Fenstern, dem schlichten Dach mit der Luke, die wie ein freundliches altes Auge blinzelt — und blicke dann rasch auf Abb. 13. Das ist ein Nutzbau, wie man ihn zu Ende des 19. Jahrhunderts, des aufgeklärten, baute. Von ehrlichem Ausdruck ist nichts mehr zu finden. Auch hier nur ein sinn-

loses Zusammenpappen und -leimen von „Motiven“, wie ich es in Band I genugsam beschrieben habe. Die Pfeiler haben eine ganze Menge von Giebeln bekommen, die man irgendwo aufgeschnappt hat, und die Mauer ist oben mit Schiesscharten versehen, hier offenbar das allernotwendigste Requisit! Es bedarf keiner weiteren Erklärung.

Abb. 14 ist eine, was die Lage anbetrifft, ähnliche Anlage wie Abb. 12. Auch hier ist die Ecke der Gartenmauer über dem Fluss gewählt, um einen lausigen Sitz zu errichten, der aber auf der dem Garten zugewendeten Seite offen ist und so mit dem Garten ununterbrochen zusammenhängt, während man im Rücken vor Wind und Regen geschützt, und auch der zudringliche Blick der Vorübergehenden leidlich abgewehrt ist.

Offenbar hat man im Bild 15 ähnliche Absichten gehabt. Aber die Menschheit ist unfähig geworden, Aufgaben, die vor hundert Jahren jeder Bauer aus seiner gefestigten Tradition heraus wie eine Selbstverständlichkeit schuf, auch nur nachzumachen. Immer wieder wird es törichte Spielerei, die jedem verständigen Gebrauch spottet, dafür aber auf der Stirn das Kainszeichen des Unehrliehen und Unwürdigen trägt. Was soll solch ein Schilderhaus an der Ecke, wie die Abb. 15 es zeigt? Auch diese Anlage liegt am Weg längs des Flusses. Es wäre das Natürliche, falls man überhaupt etwas auf die Mauer baut, einen Aufenthaltsort zu schaffen. Dazu ist das Ding aber viel zu klein, dazu sind seine Fenster viel zu eng, düster und ge-

BEISPIEL.



Abbildung 14

GEGENBEISPIEL



Abbildung 15

fängnisähnlich. Vergittert sind sie auch. Ist es nur eine Gerätekammer, so muss man fragen, wozu sie sich dann so aufdringlich breit macht, am bevorzugtesten Platz des ganzen Gartens sitzt und Schiesscharten hat. Der Geist der das Ganze schuf, zeigt sich genugsam in dem Haus, das man hinten sich erheben sieht. Es kann einen sehr traurig stimmen, wenn man weiss, dass es das Haus einer studentischen Vereinigung ist, deren Mitglieder doch mit der Absicht auf die Universität ziehen, dort das Erbe einer grossen geistigen Kultur anzutreten. Aber sie haben schon so sehr die verkümmerten Augen ihrer Generation, dass sie nicht zu erkennen vermögen, dass sie mit Formen der Gemeinheit und der Lüge umgeben sind, mit Formen, die sie, so hoffe ich, mit Abscheu von sich stossen würden, sobald sie ihren Inhalt zu erkennen vermöchten.

Dicht daneben steht noch ein alter überlebender Zeuge einer feinen Geisteskultur (Abb. 16), dessen Lebenstage gezählt sind. Er wird bald Protzenbauten der beliebten Art seinen Platz lassen müssen. Auch hier handelt es sich um ein Lusthäuschen, das einst hoch über der Strasse auf der Mauer lag, und zu dessen Höhe von hinten eine doppelte Treppe in phantastischen Bogen hinaufführte. Offenbar ist später das Strassenniveau höher gelegt und das Türchen mit Benutzung der alten Teile einfach mit hinaufgeschoben worden. Mit Sicherheit behaupten lässt sich das nicht, aber es ist das Wahrscheinliche. Auch dieses Häuschen muss einen entzückenden Aufenthalt geboten

haben, da die breiten doppelten Fenster den vollen Genuss der schönen Landschaft gestatteten. Im Erdgeschoss lag gewiss ein Gerätekeller. Niemand mit einigermaßen empfänglichen Sinnen wird sich der Anmut einer solchen Anlage verschliessen können, und trotzdem wird man immer wieder zugeben müssen, dass diese Anmut ohne jede schmückende Zutat, wie Ornamente und dergleichen, geschaffen wurde. Stets macht die Anlage als Ganzes und ihre Fähigkeit, unsere Gemütsstimmung bezwingend zu beeinflussen, ihren Schönheitszauber aus.

Hie und da kommt es auch heute noch vor, dass man das Gartenhaus auf die Mauer setzt (Abb. 16a). Aber die fehlende Gestaltungskraft unserer Tage zerstört trotzdem den Eindruck der richtigen Lage so vollkommen, dass kein Behagen und keine Freude beim Betrachten aufkommen. Ich glaube nicht einmal, dass die richtige und gute Lage des Hauses zu der Mauer auf Abb. 16a eine eigene Tat des Erbauers war, sondern es erscheint mir wahrscheinlicher, dass das Ganze eine Verballhornung einer älteren guten Anlage ist. Jedenfalls wollte man Mauer und Gartenhaus „verschönern“.

Ich lasse hier noch eine Reihe von schönen alten Gartenhäusern folgen, die ich mir auf meinen Wanderungen mit meinem Kodak gesammelt habe. Die Gegenbeispiele dazu möge man sich selber in seiner nächsten Nachbarschaft suchen. Niemand wird zu dem Zweck weit gehen müssen.

BEISPIEL



Abbildung 16

GEGENBEISPIEL



Abbildung 16a



Abbildung 17

Auf Abb. 17 liegen zwei Anlagen übereinander. Die obere ist sehr alt; sie soll aus dem Mittelalter stammen. Ihre heutigen Formen weisen auf das Ende des 17. oder den Beginn des 18. Jahrhunderts hin. Die untere ist neueren Datums und mag vom Anfang des 19. Jahrhunderts stammen. Abb. 18 ist der Pavillon eines Aussichtspunktes in einem Stadtgarten neueren Datums und mag so um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts angelegt sein. Er ist mir ganz besonders lieb, weil sein einfacher und würdiger Sinn sich in hohem Grade in seinem Äusseren ausdrückt. Man wollte hier nicht einen Ort zurückgezogener Beschaulichkeit schaffen, wie es bei den vorher gezeigten Beispielen der Fall war, sondern im Gegenteil eine Stätte der Geselligkeit, wie sie dem Mittelpunkt eines kleinstädtischen Parkes gemäss ist. Demnach baute man sinn- und folgerichtig: einen geräumigen Partererraum, in den man sich bei Hitze oder Regen unmittelbar aus dem Garten zurückziehen, und wo man Erfrischungen nehmen und Toilettenräume finden konnte; eine Treppe führt zu einem geräumigen Saal, dessen Kuppeldecke der Dachform folgt, und der grösseren geselligen Vereinigungen dienen mochte. Die Grösse dieses Raums ist bedeutender, als man der Photographie der Aussenansicht anzusehen vermag, und die durch die hohe Kuppel erreichte Raumwirkung ausgezeichnet. Ein geräumiger Balkon mit sehr einfachem, aber anmutigen Holzgitter deckt die Eingangshalle. Leider ist das ganze Gebäude nicht mehr so solid ausgeführt,



Abbildung 18

wie es in noch früheren Zeiten geschehen wäre. Dem erfindenden Kopf schwebte etwas Ausgezeichnetes vor, aber das ausführende Handwerk hatte schon seine guten Traditionen verloren und legte den Grundstein zu all dem modernen Imitations- und Schwindelwerk, das heute derart selbstverständlich geworden ist, dass niemand es mehr als eine Schande betrachtet: so dass man Bücher darüber schreiben muss, um auf etwas doch eigentlich Selbstverständliches hinzuweisen. Der Abb. 18 kann man die schlechte Ausführung nicht ansehen; den Geist, der aus der Anlage spricht, verehere man als den Geist der Wahrheit.

Der auf Abb. 19 abgebildete Bau trägt nicht das Odium des verkommenen Handwerks an sich. Er wie die folgenden drei Bilder stammen aus einem alten Park, der einer der herrlichsten Vorbilder für Gartenanlagen ist, die mir je bekannt geworden sind, obgleich ich die bekannten Gärten des In- und Auslandes fast alle gesehen habe. Aber ihn traf das Schicksal alles Schönen: eine Fabrikanlage zerstörte unbarmherzig einen Teil, und nun wurde das Ganze einem Stift verkauft, von dessen Gesinnung es abhängen wird, ob dies köstliche Kunstwerk ganz dem Ruin oder der „Verschönerung und Modernisierung“, was dasselbe sagen will, anheimfallen wird oder ob es der Nachwelt als ausserordentliches Kunstwerk aufbewahrt bleibt, wie es bei Werken des Pinsels oder des Meissels heute selbstverständlich geworden ist. Sind denn solche baulichen Kulturdenkmäler von geringerem Wert für die



Abbildung 19

Nachwelt? Ganz sicher: eine so hohe menschenbildende Schöpfung, wie die grossen Meisterwerke der Malerei und der Plastik es sind, kann eine Gartenanlage schwerlich werden. Aber ist sie weniger notwendig im Rahmen des Ganzen? Und wie geht man mit ihr um? Es hat etwas Tragikomisches, zu sehen, wie die Menschheit immer die Kunstwerke der jüngeren Vergangenheit vernichtet, um dann die der älteren Vergangenheit unter den grössten Mühen mit Scharfsinn wieder aufzuscharren und zu rekonstruieren. Und dabei sind uns doch die uns näherliegenden Kunstwerke der späten Blüte des Nordens wichtiger als die antiken Gärten des alten Rom und Pompeji.

In einer grossen Stadt Süddeutschlands ist jüngst ein wundervoller alter Park demoliert worden, daneben aber ist ein neuer Stadtpark nach üblichem Muster angepflanzt; und offenbar das Ganze nur, weil es sich auf dem Reissbrett so ergab.

Nach diesem System werden heute alle Anlagen gemacht. Wenn man Bebauungspläne eines Geländes anfertigt, dann wird zuerst alles von vorhandenen Anlagen: Gärten, Bäume, Alleen, rasiert und dann das Reissbrettprodukt auf das arme Terrain gepresst, das nun von neuem, nur auf ungeschicktere Art, mit jungen Gewächsen bepflanzt wird, die erst die übernächste Generation als erwachsene Bäume besitzen wird.

Zurück zu unseren Abbildungen. Auf mächtig hohen Terrassenmauern, die steil nach dem Strom zu abfallen,



Abbildung 20

zieht der Garten sich in Ausdehnung von fast einem Kilometer hin. Hinter der höchsten Terrasse, die den fürstlichen Haushalt seines Erbauers gleichsam offiziell repräsentieren sollte, steigt man viele Stufen hinab zu einer unteren Terrasse, die gleichsam mehr dem Privatgebrauch dient. Drei Wege gliedern diese. Der eine zieht sich hart am Rande der Mauer, die hier nur auf Sitzhöhe den Garten überragt, nach dem Flusse zu hin. Niedriges Spalierobst fasst ihn ein. Der andere Weg geht auf der anderen Seite des langgestreckten Gartens hin, der die Felsen der Anhöhe ansteigt, und führt dort an Grotten, Brunnen und den Felsenkanälen einer Fischzucht vorüber. Der dritte Weg liegt in der Mitte zwischen beiden und schafft so zwei breite, geschlossene Rasenflächen, die in früheren Zeiten sicher mit niederen Buchsbaumhecken sauber eingefasst waren. In Abb. 19 sind wir auf diesem Wege dicht vor einer niederen Treppe, die mit feinem Verständnis die schiefe Ebene in zwei wagrechte auflöst. Mitten im Wege liegt ein Pavillon, den er durchschneidet, so dass bei offenen Türen dem Auge die Freude der langen und einfach überschaubaren Perspektive bereitet wird. Heute hat man scheinbar vergessen, welche Freude eine solche lange Perspektive ist, und vernichtet beständig durch charakterlose rundliche Linien jeden planmässigen weiteren Blick, was scheinbar „natürlich“ aussehen soll. Über den Denkfehler, der dem zugrunde liegt, muss ich später bei der Anlage der Gärten ausführlicher sprechen, um die Verkehrtheit



Abbildung 21

auf dem Wege des diskursiven Denkens zu beweisen, die man, wenn die Menschheit mit ihren Augen noch „schauen“ könnte, viel einfacher durch prüfendes Anschauen erkennen würde.

Die zuerst genannte obere Terrasse verbindet mit dieser unteren Terrasse das Gartenhäuschen auf Abb. 20 in der Weise, dass das Zimmer, das hier im ersten Stock sich zu befinden scheint, auf der Höhe der oberen Terrasse liegt, und man von ihr aus ebenerdig in dasselbe hineinschreitet. Diese Anlage, die das Ganze so herrlich gliedert und die trauesten Orte bildet, war natürlich nicht von vornherein da, sondern wurde erst mit grosser Kunst geschaffen, indem eben wieder die ursprüngliche schiefe Ebene durch diese Bauten in wagerechte Terrassen zerlegt wurde. Der Geist des Widerspruchs wird hier sofort wieder seine Stimme erheben und sagen: das ist aber sehr teuer. Gewiss ist das sehr teuer. Grossartige fürstliche Parke sind aber auch heute noch nicht billig geworden, nur versteht man das Geld nicht mehr für die Hauptsachen zu verwenden, sondern verquackelt es in lauter Verzierungen, die zwar gar nicht zieren, dafür aber auch nicht gestalten. Und mit dem Gestalten fängt jedes Werk an. Heute fängt man mit dem Verzieren an.

Die obere Terrasse wird wieder durch zwei Gartenhäuser begrenzt, das rechte auf Abb. 20, das hier von unten gesehen, und das linke auf Abb. 21, das hier von oben gesehen ist. Wie entzückend dies Eckchen ist, von



Abbildung 22

dessen Balustrade man weit über den Fluss in das Land schaut, kann man sogar in der Photographie ahnen. Und wie einfach ist dabei die Gestaltung von allem: man besehe die einfache Tür ohne Ornament, die schlichten Stufen, die schlichte Bank und das Spalierwerk, an dem das Grün sich emporrankt. Und ich betone: es war ein reicher fürstlicher Haushalt, der dies schuf. Man sehe sich dagegen all die „Motive“ an, mit denen der Besitzer einer Villa zu 30 000 Mark seinen Bau bedeckt!

Das Haus auf Abb. 22 liegt auf einer noch höheren Terrasse, die etwas zurücktritt. Auch an ihm möge man lernen, wie man anmutige und freundliche Gartenbauten schafft. Den vornehmen Mann erkennt man an seinem einfachen Kleid, das aber aus dem besten Stoff ist. Dieser Würde der Erscheinung wolle man nachstreben, sie nicht durch unnütze Zutaten noch übertrumpfen. Abb. 23 zeigt eine etwas reichere Gestaltung eines fürstlichen Pavillons. Aber auch ohne die Portaleinfassung würde das Ganze das Wesentliche, seine Anmut behalten.

Abb. 24 zeigt einen Pavillon, der sich in einem städtischen Garten dicht am Fluss auf den schützenden Untermauern, die der Garten erst geschaffen hat, erhebt. Hier erklärt der bloße Anblick alles, und leicht wird man wahrnehmen, dass das dünne Lattengebälk, das sich von rechts an das Dach ansetzt, die Zutat einer ahnungslosen neueren Zeit ist und nicht im ursprünglichen Plan enthalten gewesen sein kann.



Abbildung 23



Abbildung 24



Abbildung 25



Abbildung 26



Abbildung 27



Abbildung 28



Abbildung 29



Abbildung 30



Abbildung 31



Abbildung 32



Abbildung 33



Abbildung 34



Abbildung 35

Eine ganz feine Anlage zeigen Abb. 36 und 37. Hier herrscht eine Zartheit des Empfindens und Gestaltens, die manchen vielleicht über das kleine Bild hinwegsehen lässt, ohne dass er den heimlichen Zauber, der von ihm ausgeht, recht bemerkte. Das Ganze ist so einfach, und wenn man es bemerkt, so lenkt man seine Aufmerksamkeit vielleicht allein auf den kleinen Giebel, der die Grotte an der Laube bekrönt. So reizend diese auch ist, so ist doch mit ihr die Anlage nicht geschaffen, deren Schönheit besonders in den so wohl abgewogenen Verhältnissen der Dach- und Wandflächen beruht. Und gerade diese Proportionen, diese Raumverteilung schaffen uns den Eindruck von ausserordentlicher Anmut und Zartheit des Empfindens. Obwohl diese Anlage dem Garten eines fürstlichen Jagdschlusses entnommen ist, zeigt sie doch nicht das Gepräge, das man heute bezeichnenderweise „herrschaftlich“ nennt, sondern sie hat eher etwas Verwandtschaft mit dem, was man unter Bauerngarten versteht. Aber gerade diese ganz feine, stille Anmut ist es ja, die sie anziehend macht. Über die Begriffe Park, Garten, Gärtchen und ihre Berechtigung reden wir später bei anderer Gelegenheit noch ausführlicher.

Zuvor einige Bilder von Gartenhäuschen der einfachsten Art: schlichte Gerätehäuser, die vielleicht noch ein kleines Zimmer enthalten, weniger zu geselligen Zwecken als wohl zum Aufenthalt eines Gärtners, Wächters und dergleichen. Diese Häuschen muss es früher in grosser



Abbildung 36



Abbildung 37



Abbildung 38

Zahl gegeben haben. Sie standen zumeist auf der Mauer, auch wohl auf einer Ecke derselben (siehe Abb. 38, 39, 40) und erfüllten nicht nur ihren praktischen Zweck, sondern wirkten auch auf den Beschauer innerhalb oder ausserhalb des Gartens sehr anmutig. Ihre Form ist so ungesucht und ergab sich so selbstverständlich aus dem einfachen Erfüllen der sachlichen Forderungen, dass man sich nicht vorstellen kann, wie sie anders aussehen sollten: Vier schlichte Wände, ein ebenso schlichtes Ziegeldach, das gewöhnlich pyramidenförmig war und nur dort, wo man einen höheren Bodenraum wünschte, die Form des gebrochenen Doppeldaches annahm. Man kann sich nichts Einfacheres denken, und doch wird jeder für Formensprache Empfängliche sich dem grossen Reiz einer solchen Anlage nicht entziehen können. Abb. 40 ist verfallen. Ich kann nicht finden, dass diese Zerstörung das Bild „romantischer“ macht, sondern bin im Gegenteil sicher, dass ein wohlerhaltenes Äussere und die Umgebung eines gepflegten Gartens den Gesamteindruck nur steigern würden.

Abb. 41 ist Gerätehaus und Schuppen eines sehr grossen Küchengartens (siehe auch Abb. 185). Was man heute dem Anblick sorgfältig entziehen oder da, wo das nicht möglich ist, durch einen nicht hingehörenden Aufputz zu „verschönern“ suchen und so seinen Zweck verschleiern würde, das haben frühere Zeiten einfach gestaltet, und siehe da, es wurde ganz von selbst ein Schmuck. Auch hier spricht die Abbildung fast allein für sich. Wer



Abbildung 39



Abbildung 40



Abbildung 41

wäre wohl ein solcher Barbar, dass er sich dem seltsamen Zauber dieses schlichten Häuschens im Grün mit seinem gebogenen Dach, das so rätselhaft herüberblickt, verschliessen könnte.

Hier ist der Ort, noch das Bild eines grossen Treibhauses einzufügen (Abb. 42), das durch den einzigen Schmuck einer monumentalen Hohlkehle sein charaktervolles Äussere erhält.

Eins der traurigsten, leider aber auch charakteristischsten Beispiele für den Ersatz guter alter Gartenarchitektur durch Neues zeigen die Abb. 43 und 44. Abb. 43 ist die Front einer Orangerie im Park eines alten Gutes. Es ist mit Worten schwer zu beschreiben, was für ein eigentümlicher Zauber von diesem Ort ausgeht. Ist es nicht, als ob er aus einer Stormschen Novelle genommen wäre? — Über dem Dach bemerkt man ein absurdes Zackenwerk, das wie ein flach liegendes Zahnrad aussieht. Wenn man um den Bau herumgeht, um zu untersuchen, was für ein Unfug dahinten sein Wesen treibt, so entdeckt man, was Abb. 44 zeigt. Man hat die Torheit begangen, die gewiss einst wundervolle Rückseite, die nach dem Teiche zu wohl mit Terrassen ausgebildet war, abzureissen und durch eine kindische Spielerei mit „märkischer Backsteingotik“ zu ersetzen. Leider zeigt die Photographie, die auch das Hässlichste immer gleich in eine gewisse Bildwirkung setzt, noch nicht genügend die lebensgrosse Scheusslichkeit der neuen Anlage.



Abbildung 42

Eine besondere Gattung unter den Gartenhäusern bilden die Weinberghäuser, die in Weingegenden in den Rebgärten überall zu finden sind. An sich folgen sie den Formen der übrigen Gartenhäuser, soweit diese sich mit dem hier geforderten Zweck decken: im Winter Unterschlupf für die Besitzer des Weinbergs zu bieten. Gerade in den Winzerhäuschen haben sich die Formen von der schlichtesten Nützlichkeit bis zur originellsten Phantastik entwickelt.

Abb. 45 zeigt die alte Form, wie sie wohl zu Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den Weinbergen des noch nicht reich gewordenen Bürgers üblich war. Sie ist uns in diesem Buch nicht mehr neu, wir finden sie auf den Abb. 38 bis 40 wieder, nur ist die Art ihrer Lagerung eine andere. Die Weinberge werden selten ringsum von Mauern eingeschlossen, sondern schützen sich durch ihre Lage am Abhang von selbst, so dass meist nur unten am Fuss eine freie Mauer zu finden ist. Je nach Geschmack des Besitzers oder auch nach Art des Zugangs entstehn diese Häuschen ganz oben auf der höchsten Höhe des Abhangs und ragen von dort weit ins Land, oder sie schmiegen sich unten an den Fuss des Berges. Ich habe mit grosser Liebe die Bilder der verschiedenen Typen gesammelt und führe eine Reihe hier vor, manchmal auch zusammen mit dem, was an ihrer Stelle heute entstanden ist oder entsteht. Gibt es denn nun keine Macht der Erde, die den Leuten die Erkenntnis zu-

BEISPIEL



Abbildung 43



Abbildung 44

BEISPIEL



Abbildung 45

GEGENBEISPIEL



Abbildung 46

BEISPIEL



Abbildung 47

GEGENBEISPIEL



Abbildung 48



Abbildung 49

rückgibt, dass sie an einer Anlage, wie sie etwa Abb. 47 zeigt, nach Lage, Wahl des Orts, Gestaltung des Terrains und Errichtung des Hauses einen heimlichen, köstlichen Schatz besitzen, den man hüten und pflegen sollte, und dass man eine grenzenlose Torheit begeht, wenn man den freundlichen Bau abreisst und eine Schweizerhausphantasie, einen greulichen Kasten wie Abb. 48 einpflanzt? Zum zehnten Male sei es wiederholt: diese nüchternen, langweiligen Bauereien, denen man das Unbehagen schon von weitem ansieht, sie sind nicht allein unbehaglicher, sie sind auch unzweckmässiger, verständnisloser, als die alten, und zwar in genau demselben Verhältnis schlechter, wie man ihnen die Kopflosigkeit und Verständnislosigkeit der Erbauer für praktische Zwecke schon von aussen ansieht. Es ist nichts als eine schlechte Ausrede, wenn man immer wiederholen hört: ja, aber die neuen Häuser sind doch praktischer. Nein und abermals nein, sie sind weder hygienischer noch praktischer. Wir haben doch unsere Augen, damit sie mit ihrer Urteilskraft das erkennen und einsehen.

Abb. 49 zeigt ein schönes altes Weinberghaus, das durch einen durchaus unpassenden Anbau verschandelt ist. Abb. 50 ist ein Werk des Klassizismus. Aber es steckte den Leuten von damals noch so viel gutes Gefühl in den Gliedern, dass der Bau anmutig geriet. Dies Sälchen, ringsum von einem verdeckten Gang mit schlichten Holzsäulen umgeben, ist durchaus keine blossе Attrappe, son-



Abbildung 50

dern der Ort reizenden Aufenthalts auf luftiger Höhe. Man kann sich vielleicht fragen, warum das Dach unter dem nordischen Klima so flach geraten ist. Hunderte von ähnlichen klassizistischen Bauten (siehe unsere Abbildungen) beweisen, dass sich sehr wohl Säulen mit nordischem Dach verbinden lassen, weil nämlich die Säulenreihe zum Tragen des Schutzdachs ganz von selbst entsteht, ohne dass man direkt einen Tempel zu imitieren braucht. Aber wie dem auch sei, das kleine Werk ist vortrefflich.

Abb. 51 ist ein ziemlich alter Bau, wohl der älteste meiner ganzen Sammlung von Weinberghäusern. Er zeigt fast noch mittelalterliche Formen, die, den Sitten der Zeit entsprechend, etwas Wehrhaftes haben. Aber auch bei ihm entspringt alles dem Zweck und Sinn. Der Hauptteil wird durch einen runden turmähnlichen Körper gebildet, der durch zwei Etagen geht. Der untere Teil dient offenbar wieder als Gerätehalle, zu der vorn eine kleine Tür führt. Zu dem Obergeschoss führt der Zugang durch den kleinen Anbau, den man hinten vom Berghang aus ebenerdig betritt, ganz ähnlich wie bei unserm alten Freund auf den Abb. 6, 8 und 10, der auch hier wieder und auf Abb. 53 hinten vorlugt. Die Gestaltung einer so einfachen Aufgabe, wie dies alte Weinberghaus, ist geradezu erstaunlich, und ich führe es mit Absicht in drei Abbildungen vor, damit man sehe, wie es von jeder Seite, in jeder Ansicht immer wieder ein Ganzes mit seiner Umgebung bildet, wie seine schlichten glatten Mauern, sein so simples



Abbildung 51



Abbildung 52



Abbildung 53

Dach und die viereckigen Fenster einen Reichtum von Abwechslung, von Gruppierung und ein Anschmiegen an das Terrain zeigen, dass immer neue und interessante Bilder entstehen. Wie ragt es auf Abb. 52 so kräftig als Silhouette heraus, mit dem Schmuck der dunkeln Spalierblätter. Und wie duckt es sich, von oben gesehen (Abb. 53), zusammen, während die Berglinie es überschneidet.

Abb. 54 bis 57 endlich zeigen noch eine Reihe von kleineren oder grösseren Weinberghäuschen der beschriebenen Art, die wieder vier verschiedene und neue Typen darstellen. Das reichste davon ist Abb. 57, an das sich eine breite Terrasse mit Balustrade anschliesst. Wilder Wein hat alles eingesponnen. — —

Wir haben die Hauptformen, in denen bis auf den heutigen Tag das Gartenhaus überhaupt gestaltet worden ist, durchlaufen. Richtig verstanden: unsere Tage haben keine irgendwie wertvollen neuen Formen hinzugefügt, sondern sich damit begnügt, das Erbe zu vertroddeln.

Die zweite vorn erwähnte Aufgabe der Gartenarchitektur ist die *Laube*. Auch hier wende ich die Methode der Entwicklung an der Hand der Bilder an.

Zum Vergleich dienen zunächst Abb. 58 und 59. Beide sind der Anlage nach nahezu gleich. Beide gehören zu einer kleinen Villa, an die sich ein Garten anschliesst, dessen Fläche anderthalb Meter über der Strasse liegt und durch eine Futtermauer getragen wird. Beide Lauben erheben sich auf der Mauer. Man lasse nun seine Augen



Abbildung 54



Abbildung 55



Abbildung 56



Abbildung 57

BEISPIEL



Abbildung 58

GEGENBEISPIEL



Abbildung 59



Abbildung 60

von dem einen zum andern Bild wandern und beobachte den Eindruck. Ganz Ahnungslose werden vielleicht sagen: das linke Bild ist poetischer, das rechte aber eleganter. Ich will nun gar nicht die Frage stellen, warum wir dies gefürchtete „poetisch“ im Leben eigentlich so geringschätzen, und will nicht darauf hinweisen, dass im Lauf unserer Betrachtungen das „Poetische“ sich gewöhnlich als das Zweckmässigste herausgestellt hat. Sehe man sich nur einmal die einzelnen Teile an, aus denen die Bauten sich zusammensetzen. Auf dem rechten Bilde sitzt die Laube auf einem Sockel aus Werkstein, der plötzlich in eine Mauer mit gelben Verblendern übergeht, die offenbar feiner aussehen soll.

Im linken Bild steht eine ganz schlichte Bruchsteinmauer. Sie ist durchaus nicht verfallen oder baufällig, sondern die Art der Zusammensetzung und die Behandlung der Steine ist lebendig, sie bezeugt die Herkunft, sie erzählt vom Mauern, sie bringt uns den Begriff „Mauer“ zur Anschauung. Dass diese lebendige Behandlung des Steins „uneleganter“ sei, vermag niemand zu beweisen, es sei denn, dass er bewiese, dass Langeweile „eleganter“ sei als frische Tätigkeit. Ich vermag auch nicht einzusehen, dass der Wohlhabendere seine Mauern für das Auge langweilig zu machen habe und nur der Unbemitteltere aus Mangel zu der „poetischeren“, das heisst belebteren Steinbehandlung greifen müsste.



Abbildung 61

Auf der Mauer mit den Verblendern vermögen die Schlinggewächse kaum Halt zu finden, während auf der anderen Abbildung die an sich schon dem Auge belebter erscheinende Mauer sich nun noch aufs lustigste umgrünt. (Bei meiner im Herbst gemachten Aufnahme ist das mehr zu ahnen als zu sehen.)

Man vergleiche dann die beiden Lauben. Auf dem linken Bild ist die Laube dem einfachen Zweck gemäss aus schlichten viereckigen Hölzern errichtet, denn man muss sich bei dem Bau einer Laube sagen, dass sie sich mit dem Schmuck lebenden Grüns bekleiden wird, und dass dieser Schmuck einer einfachen Laube gemäss ist, da sie doch kein Palästchen, sondern eben eine Gartenlaube ist.

Man blicke dann auf das rechte Bild. Die Laube wird hier von wulstigen Säulen getragen, die zwar im höchsten Grade protzen, aber doch in gar keinem Verhältnis zu der ganzen Anlage: nämlich einem bescheidenen Hause mit Garten stehen. Den Rand des Daches bedecken eine Anzahl peinlicher Zacken, von denen niemand sagen kann, wozu sie dienen und welchem Sinn sie entsprossen sind. Endlich wende man auch hier wieder das Auge als Gradmesser an und vergleiche den blossen Eindruck. Einen, der nach reiflicher Überlegung und Betrachtung das Bewohnen der Haus- und Gartenanlage auf Abb. 59 vorzöge, würde ich bedauern müssen, denn sein Mangel an ästhetischer Bildung brächte ihn in den Verdacht



Abbildung 62

sittlicher Minderwertigkeit, die den falschen Schein mehr als den ehrlichen Ausdruck des Wahrhaftigen liebt.

Die neue Zeit hat auch für die Laube keinen neuen Typus geschaffen, sondern nur alles Erdenkliche erfunden, was die gute alte Laube verballhornen konnte. Sogar Lauben aus Eisen hat man ersonnen, obgleich doch hier die unmittelbare Berührung des dünnen, frostigen Materials beim Sitzen geradezu abscheulich ist. Hier gilt dasselbe, was später über das eiserne Gitter zu sagen ist. Ja, ich glaube, dass das Eisen auch ein viel zu guter Wärmeleiter ist, um bei Hitze und Kälte den Pflanzen selbst angenehm zu sein. Ich denke, es genügt, wenn die Laube die nächsten 100 Jahre hält. Man kann sie übrigens ewig erhalten, wenn man die schadhafte Latten von Zeit zu Zeit auswechselt, was bei Holz weder teuer ist, noch sonderliche Mühe macht, während man, wenn das Eisen verrostet oder gar gebrochen ist, zu einer Reparatur die halbe Laube einreißen muss. Aber auch wo man beim Holz bleibt, sucht man neuerungssüchtig nach Veränderung der guten, überlieferten Formen und findet nur alberne Spielereien.

Das Vernünftige, das sich unmittelbar und sinnfällig Ergebende ist doch das einfache Spalierwerk, wie man es seit alters her anwandte, um den Pflanzen das Klettern und Umranken nach Möglichkeit zu erleichtern. Solange das Kletterwesen der Pflanze sich nicht ändert, ist auch darin keine Neuerung nötig, mag draussen zehnmal die



Abbildung 63

Lokomotive vorbeifahren und die Elektrizität die Arbeit der Menschen übernehmen. Es ist Begriffsverwirrung, wenn man meint, man müsse deswegen heute durchaus alles und jedes anders machen, als früher.

Das Spalierwerk, wie es sich (auf keinen besonders alten Anlagen) in Abb. 60 und 61 zeigt, und das mit seinem weissen oder grünen Anstrich angenehm mit dem Blattwerk harmoniert, ist stets die natürliche Wandung der Laube gewesen und wird es bleiben.

Auch die Laube durchläuft alle Stadien vom schlichsten Plätzchen bis zum vornehmen Pavillon des fürstlichen Gartens, und die Lösungen, die eine blühende Kultur dafür fand, sind überall gleich schön.

Reizend ist auf Abb. 64 die kleine Laube auf der Mauer. Das Holzwerk ist derart schlicht und simpel, dass man kaum noch von künstlerischer Lösung sprechen kann: das Fehlen alles Störenden ist hier das Wertvolle, das uns Menschen von heute eben als ein ganz besonderer Vorzug erscheint. Sehr geschickt dagegen ist der Ort gewählt und die Verbindung mit der Mauer.

Abb. 65 ist eine überdachte Laube, die auf einen Vorsprung des Gartens, der sich auf alten Festungsmauern aufbaut, gesetzt ist und dadurch einen (auf dem Bilde nicht erkennbaren) weiten Blick über Stadt und Fluss bietet. Ältere Zeiten wussten immer geschickt diese Orte aufzufinden, an denen man so recht behaglich sass und den Blick sinnend in die Ferne schweifen liess.



Abbildung 64



Abbildung 65



Abbildung 66

Mitten im Buschdickicht liegt der Pavillon des Bildes 66. Wie reizend wirkt auch hier die Perspektive des Holzwerks, wie geschickt sind die grossen Augen angebracht, durch die man die Wege hinab sieht. Obgleich hier der Eindruck des Ganzen keine Zweifel aufkommen lässt, dass es sich um einen sehr vornehmen Garten handelt, wird dieser Eindruck des Reichtums nirgends aus Schmuckmotiven geschöpft, sondern lediglich aus einer gewissen Grossartigkeit der Anlage.

Ähnlich ist es auf Abb. 67 und 68. Auf ersterer liegt der Pavillon hart am Rande einer niedrigen Terrasse, und zwar auf der Ecke derselben, so dass der Blick frei hinausschweifen kann; auf der andern liegt er auf einem weiten mit Bäumen besetzten Plan, dessen natürlichen Mittelpunkt er bildet.

Es gibt eine alte Stadt in Deutschland, die die herrlichsten Gärten des Landes hat, eine Gartenstadt im breiten Flusstal, und wohl keine Gartenaufgabe hat dort nicht ihre vollendete Lösung gefunden. Noch liegt ein grosser Teil dieses Schatzes allen sichtbar da. Aber niemand scheint es zu bemerken, denn niemand lernt davon. Auch hier entstehen nur noch jene traurigen Karikaturen, bei deren Anblick man sich so unglücklich fühlt, und vor denen alle Lebensfreude schwindet; jeder private, jeder öffentliche Garten ist ein neues Gegenbeispiel, das man lebensgross neben die herrliche alte Kultur pflanzt.

In der Nähe dieser Stadt, in der eine alte Universität



Abbildung 67

und bedeutende Kliniken sich befinden, ging ich einmal spazieren. Ich stieg über Höhen und Felder und gelangte, indem ich querfeldein ging, plötzlich in ein von Wegen durchzogenes Gelände, das einen seltsam beklemmenden Eindruck machte. Ich konnte nicht sagen, was es sei, aber die Wegeföhrung, die dem Gelände so zuwider war, und besonders allerhand krause Anlagen hatten geradezu etwas Beängstigendes. Steinhäufen am Wege, die nicht Kinderhände gehäuft haben konnten, zeugten von einer seltsam nervösen Wöhlarbeit, am grausigsten aber war eine Art Pavillon, der auf ebenem Terrain sich erhob: es war, als tröge er Zöge des Irrsinns. Plötzlichiel mir ein: sollte ich unachtsamerweise in den Garten der Provinz-Irrenanstalt geraten sein? Der Garten war ganz einsam, vielleicht war jetzt die Speisestunde der Kranken? Sollten all diese Zerrbilder die Arbeiten sein, mit denen man die Unglücklichen beschäftigt, um sie an den Aufenthalt im Freien zu fesseln? Um mir Gewissheit zu verschaffen, fragte ich einen alten Arbeiter, dem ich endlich begegnete, und der sicher kein Kranker sein konnte, wo ich hier wäre. Mein Erstaunen war nicht gering, als ich hörte, dass ich mich in den neu angelegten städtischen Anlagen befände, die um die Mittagsstunde stets so menschenleer seien.

Damit man sehe, dass ich keinen Scherz treibe, habe ich einiges aus diesem „Park“ photographiert. Leider gibt ja jede Photographie, und besonders meine schwerlich ganz



Abbildung 68

einwandfreie Amateurphotographie, den Eindruck der Wirklichkeit nicht ganz richtig wieder; dem in einen begrenzten Raum gebrachten Objekt wird geschmeichelt, und das kleine gedruckte Bildchen sieht oft netter aus, als der Gegenstand es verdient. Man muss also, um die Lehre aus der Betrachtung der Bilder zu ziehen, scharf beobachten, auf was es bei ihnen ankommt, und die Phantasie muss ergänzen oder abziehen, was auf der Photographie nicht zum Ausdruck kommt oder durch die bildmässige Darstellung besticht. Dies berücksichtigend, betrachte man etwa Abb. 70, auf der grosse Steinmengen zu sehen sind, nach einem System geschichtet, das als hochgradig kindisch erscheinen muss, besonders wenn es sich um Arbeiten handelt, die so viel Material und Arbeitskraft voraussetzen. Rechts und links vom Wege sind solche Denkmäler errichtet, indem bald flache Steine flach gehäuft, bald auf die hohe Kante gesetzt sind, so dass sie beim geringsten Anlass herabzurollen drohen. Frage ich mich im vollen Ernste, zu welchem Zwecke man diese Trümmerhaufen hier errichtete, so gelingt mir nur eine Erklärung: dass man nämlich beabsichtigte, durch „künstliche Ruinen“ „poetische“ Wirkungen zu erzielen. Über den Wert von künstlichen Ruinen mag man geteilter Meinung sein; immerhin muss man es solchen, wie sie in früheren Jahrhunderten hie und da entstanden, lassen, dass es festgefügte Bauten waren, die immerhin den wirklichen Ruinen gleichsahen, und die erkennen lassen wollten,

BEISPIEL



Abbildung 69

GEGENBEISPIEL



Abbildung 70



Abbildung 71

dass hier eine feine architektonische Anlage zerstört sei. Die Anlage an sich war gut, die künstliche Zerstörung wäre wohl nicht nötig gewesen, wenn sie auch oft mit viel Geschmack und anmutig-sentimental ausgeführt war. (Abb. 71.) Die Menschen von heute aber sind mit ihren ästhetischen Urteilen so tief heruntergekommen, dass sie gar nicht mehr sehen, ob gut oder schlecht kopiert ist; denn hier bei unserer Abbildung 70 muss man es wirklich dazuschreiben, dass es sich um künstliche Ruinen handeln soll. Kein halbwegs verständiger Mensch wird, wenn er an ihnen vorübergeht, auch nur eine Sekunde lang in den Bannkreis der poetischen Vorstellung geraten, hier etwa an den Trümmern eines verfallenen Tors vorüberzugehen, sondern der Eindruck ist lediglich der von gesetzlos zusammengehäuften Steinen, denen jeder erfindliche Zweck mangelt. Die Gefühle, die ihnen gegenüber aufsteigen, sind die banger Rastlosigkeit.

Stellt man sich daneben gleich vor, was man bei vernünftiger Verwendung der hier vergeudeteten Menschenkräfte und Materialien hätte schaffen können, so überkommt einen erst recht der Unmut. Dem Gelände fehlt jede Gliederung. Ich sprach schon öfter davon, dass die natürliche Gliederung eines unebenen Terrains zu Gartenzwecken immer die Terrassenanlage ist, die die schiefe Ebene in eine horizontale Ebene scheidet, die der menschliche Fuss benutzen kann, und in eine steile vertikale Fläche, die eine hohe Brüstung schafft, von der man den Blick weit schweifen lässt.

BEISPIEL



Abbildung 72



Abbildung 73

Abb. 69 zeigt ein Beispiel, wie in einem Bauerngärtchen die schiefe Ebene durch eine Futtermauer, in die eine Treppe einschneidet, in zwei Terrassen zerlegt wird. Beispiel 69 und 70 passen insofern gut zusammen, als die Summen der Steinarbeiten sich ungefähr entsprechen. Was mit beiden erreicht ist, wird jedem Sehenden vor den Bildern klar.

Abb. 73 zeigt den abstrusen Gartenbau, von dem ich oben erzählte.

Es kann einem davor wirklich bange werden, besonders wenn man ihn mit der selbstsicheren Würde eines Pavillons aus alter Zeit vergleicht (Abb. 72). Wem das einfache Augengericht nicht genügt, der zerlege sich das Gebäude rein verstandesgemäss. Zunächst mache er sich den Unsinn klar, den es bedeutet, wenn man Naturholzformen mit architektonischen Formen zusammenwürfelt. Die architektonische Form bedeutet die Herrschaft des Menschengeistes über das Material. Er bemächtigt sich des Materials und schafft aus ihm neue Formen, die nur dem Menschen eigentümlich sind, und die seinem geistigen Walten symbolischen Ausdruck verleihen. Eine Naturform ist an sich ebenfalls eine schöne Form, nur drückt sie etwas ganz anderes aus. Ein gebogener Baumstamm bringt eben den Sinn „Baum“ zum Ausdruck, der etwas ganz anderes bedeutet, als „Haus“ oder „Säule“. Verwendet der Farmer in seinem Blockhaus unbehauene Stämme, so tut er es aus Not, nicht weil er damit kokettieren möchte. Er sucht sich auch immer nach Möglichkeit die Stämme heraus, die

schon unbehauen den Dienst von behauenen Stämmen verrichten können: die geradesten, architektonischen Formen ähnlichsten. Hier aber in unserem Beispiel sind mit koketter Absicht die Formen gewählt, die dem Wesen des Architektonischen direkt widersprechen. Offenbar glaubte man auch hier „poetisch“ zu wirken. Aber über den wahren Wohnsitz der Poesie mag das Augenurteil auf Abb. 72 und Abb. 73 entscheiden. Geht man dann so zergliedernd weiter und fragt sich, was auf Abb. 73 die lange Nase in der Mitte wohl will, was sie bedeuten oder ausdrücken solle, so wird niemand in der Welt darauf eine Antwort wissen. Diese an sich schon so sinnlose Spitze hat auch noch „Dachluken“! Dachluken haben den Zweck, Licht in den Bodenraum zu lassen. Dieser Raum hier wäre nun an sich schon offen und hell, das Schönste aber ist, dass die Luken nur als Attrappen auf das Dach aufgesetzt sind, und gar keine Öffnungen durch das Dach führen. Offenbar soll das auch wieder „poetisch“ wirken. Vor hundert Jahren wäre ein ernsthafter Mann ausgelacht worden, wenn er sich solche Mühe hätte geben wollen, ein Werk, das offenkundige Narrheit zur Urheberschaft hat, so mühsam zu zergliedern und zu widerlegen. Ich fühle sehr wohl das Ungeheuerliche einer solchen Augiarbeit. Und doch — ist sie nicht heute notwendig, da die ganze Welt anfängt, die Erde nach diesem Tollhäuslersystem einzurichten? Man betrachte nur mit wirklich unbefangenen Blick menschliche Taten, wie auf Abb. 73. Bis hinauf zu den beiden

Wetterfahnen, die aus angenagelten Hölzern bestehen und sich nicht drehen können, ist alles vollständige Narrheit. Und das in einer Stadt, in der noch Dutzende solcher Gartenhäuschen stehen, wie auf Abb. 72, das selber keine Viertelstunde weit von Abb. 73 entfernt ist. Abb. 72 kann eine kritische Zergliederung vertragen. Alles ist hier sinnvoll, klar und verständig, und das anderswo mühsam gesuchte „poetisch“ stellt sich hier ganz von selbst ein, da uns das frohe Lebensgefühl, das die Erbauer jener Zeit solche Bauten gestalten liess und das sie mit hinein bauten, uns heute noch daraus anweht und wir diese Gefühlswerte, die unser Auge uns übermittelt, eben poetisch nennen, da uns keine bessere, bezeichnendere Formel dafür geläufig ist. Hier hat auch der kleine Kuppelaufsatz seinen Sinn, da ein Oberlicht die Innenseite der Kuppel beleuchtet.

Da wir gerade bei dem Park der Tollen sind, möchte ich noch ein Beispiel aus ihm anführen, das sehr bezeichnend dafür ist, wie erbärmlich schlecht selbst die einfachsten sachlichen Aufgaben heute gelöst werden, sobald sie sich von den ganz bestimmten Gebieten entfernen, in denen der Genius des 19. Jahrhunderts triumphiert.

Ein steiler Abhang. Man möchte einen Weg anlegen, der seinen Gipfel mit seinem Fuss verbindet. Ich glaube, vor hundert Jahren hätte jedes Kind gewusst, dass man das macht, indem man bei ganz geringer Neigung der

Wegebene so dem Gelände folgt, dass zwar ein langer, aber dafür recht wenig steiler Weg entsteht. Je nach dem Terrain ergeben sich dann Serpentinwindungen oder sonstige Formen. Heute fällt dem Gartendirektor vor seinem Reissbrett rein gar nichts anderes ein, als oben und unten mit einer gebogenen Linie zu verbinden, denn er schafft ja nicht praktische Ingenieuranlagen, sondern er will poetisch wirken. Das fällt dann freilich, sieht er es in Lebensgrösse vor sich, fatal aus. „Teufel nochmal,“ denkt er, „so kann das nicht bleiben!“ Man hat nämlich wider alles Erwarten eine steile Wasserrinne angelegt statt eines Wegs, und jeder Gewitterregen schwemmt nicht nur allen Kies weg, sondern reisst auch noch tiefe Rinnsale in die Erde dieses sogenannten Kommunikationsmittels. Also: so kann es nicht bleiben. Man kommt auf eine ganz schlaue Idee. Man zieht Dämme über den Weg. Ich treibe wieder keinen Scherz. Damit man mir's glaube, zeige ich die Photographien Abb. 74 und 75. Ich musste meinen Kodak stark nach oben richten, um den ganzen Weg auf das Bild zu bekommen, daher erscheint er viel weniger steil, als er tatsächlich ist. Und nun muss man alle 20 Schritte einen Hupfer machen, um die Steindämme zu überwinden, die Abb. 75 genau zeigt. Abgesehen davon, dass solch ein Weg bei Nacht geradezu lebensgefährlich ist — denn wer vermutet auf einem gebahnten Weg solche künstlichen Hindernisse? — so ist auch bei Tag die Passage ein Hindernisrennen. Musste der Weg durchaus so steil sein,



Abbildung 74

warum verwendete man dann die oben beschriebenen künstlichen Trümmerhaufen (Abb. 70) nicht lieber dazu, eine breite und behagliche Treppenanlage zu schaffen, an die der menschliche Fuss gewöhnt ist, und die er selbst im Dunkeln nahezu gefahrlos und mit weit geringerer Anstrengung geht? Hätte man Augen im Kopf gehabt, so hätte man ein klassisches Vorbild dazu gerade fünf Minuten weit um die Ecke gefunden. Aber ich fürchte, das wird man nächstens als altmodisch und „überwunden“ weg-reissen und dafür ein ähnliches Kunstwerk wie das beschriebene hinbauen.

Auch da, wo man auf die natürliche Lösung zur leichten Bewältigung eines steilen Abhangs, die Treppe, kommt, fehlen die Grundelemente der Gestaltung. An demselben Ort finde ich wieder Beispiel und Gegenbeispiel dazu. In Abb. 76 und Abb. 78 teilt die Futtermauer die beiden Terrassen. Auch in Abb. 77 sind zwei verschiedene Terrainhöhen, aber ein trockener, steiniger Rasenabhang trennt beide, und der gliedert sie nicht für das Auge. Ich habe schon an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen: es ist eine Geldfrage. Eine Futtermauer ist nicht billig. Aber es sei ganz besonders betont: man muss eben deshalb die Gelder für die Anlage richtig einteilen. Heute wirft man das Geld für hundert Nichtigkeiten und Albernheiten aus dem Fenster und hat es dann dort, wo es wirklich gebraucht wird, nicht mehr zur Verfügung. Man betrachte hierzu auch gleich Abb. 79. Hier ist die Gartenfläche



Abbildung 75

einfach als schiefe Ebene gelassen, was den Garten überhaupt nicht gliedert. Das letzte Stück nach dem Wasser zu ist etwas steiler und mit Steinen „garniert“. Unten am Wasser ist ein Drahtgitter. Nun kann man von keinem Ort direkt ans Wasser, steht aber auch nicht über ihm, wie es bei einer Mauer geschähe. Über die konfuse Weganlage noch später.

Man vergleiche nun die drei Treppen selbst. Abb. 76 und 78 zeigen schön gefügte Stufen, zum Teil einfach profiliert, was ein bequemes Beschreiten ermöglicht; Abb. 77 dagegen Stufen, die lebhaft an das Theater erinnern; als wäre ein Lattengestell mit Leinwand überzogen worden. Man hat nämlich roh behauene Blöcke mit Zement verschmiert. Was die spitzen Steine rechts und links von der Treppe bedeuten sollen, das mag man vergebens erraten. Sachlichen Zwecken können sie nicht dienen, denn sich an ihnen zu halten oder sich auf sie zu setzen, verhindert, soweit es die Polizeivorschriften nicht schon verbieten, ihre Form. Diese Form kann aber zu einer wirklichen Gefahr werden, wenn jemand über diese Hindernisse im Weg stolpert. Also wird ihr einziger Daseinszweck wohl wieder die mehrfach erwähnte sogenannte „Poesie“ sein. Und auch hier wieder kann ich nur auf Beispiel und Gegenbeispiel verweisen und das Auge nach der Poesie suchen lassen.

Widersprechen macht nun einmal so viel Freude, und so werden auch manche Leser sich die Freude machen

BEISPIEL



Abbildung 76



Abbildung 77

BEISPIEL



Abbildung 78

GEGENBEISPIEL



Abbildung 79

und sagen: ja, aber die alte Anlage, besonders Abb. 76, umgibt der Zauber des Alten, des Verfalls, und die neue muss erst schön „werden“. Ich könnte diesen so oft gehörten Einwand ganz einwandfrei widerlegen, wenn ich über ein Mittel verfügte: wenn ich eine Photographie zur Hand hätte, die zeigt, wie Abb. 77 in hundert Jahren aussehen wird, und eine zweite, wie Abb. 76 oder auch 78 vor hundert Jahren aussah. Es ist aber auch ohne diesen Augenbeweis gar kein Zweifel, dass hier nicht Alter oder Neuheit die Ursachen von Schönheit und Unschönheit sind, sondern dass diese Ursachen lediglich in der Anlage selbst stecken. Man wolle sich nur einmal die Veränderungen recht klarmachen. Auf den beiden Bildern (76 und 77) stehen auf der oberen Terrasse junge Bäume. Sind solch junge Bäume nicht etwas Entzückendes, wenn sie an ihre Stämmchen gebunden sind? Ist auf dem Bilde 76 die Mauer mit der Scheune etwas Schöneres, als auf 77 die weite Ferne mit dem alten Schloss? Alles andere aber ist Anlage. Die Schlinggewächse auf dem Vordergrund des Bildes 76 sind fast ausnahmslos einjährige Gewächse, die man, wenn man wollte, auch in der jüngsten Anlage haben könnte. Kaum viel anders fällt der Vergleich mit Abb. 78 aus. Nein — mit dieser Ausrede ist nichts zu machen. Wer es nicht versteht, eine Anlage gleich schön zu machen, wird umsonst auf ihre Verschönerung durch ihren Ruin warten.

Eine der, sagen wir: komischsten Gegenüberstellungen

von neuer und alter Kultur, die hier im Bild vorgeführt werden, sind die Abb. 80 und 81. In beiden Fällen war fast die gleiche Aufgabe zu lösen: die Treppenanlage zu einem auf terrassenförmig ansteigendem Terrain liegenden Garten. In der alten Anlage ist die Aufgabe nicht allein mit Phantasie gelöst, sondern diese Treppe schmiegt sich auch auf das engste den natürlichen Bedingungen an, so dass ihre Benutzung leicht und angenehm wird. Man lasse sich beim Betrachten des ersten Bildes nicht durch die starken Futtermauern des Terrains zu der Meinung irreführen, dass erst diese kostspieligen Bauten der Anlage die Schönheit verliehen hätten. Auch ohne diese Futtermauern, indem sie nämlich in denselben Windungen durch das Berggelände, dem sie sich anpasst, hinaufstiege, würde die Treppe dem Auge reizvoll und für den Fuss angenehm zu betreten sein, wenn sich auch der Charakter des Ganzen ändern würde — man stelle sich nur das sich ergebende Bild in der Phantasie vor. Das schlechte Prinzip der Treppe auf Abb. 81 liegt darin, dass hier das Gefährliche sowohl wie das Nüchterne einer so steilen, nirgends unterbrochenen Treppe nicht vermieden worden ist. Ein Lauf von 25 steilen Stufen ohne einen einzigen Podest ist ja an sich schon eine sehr schlechte Anlage, die nur in der dringendsten Not gewählt werden sollte. Man meint den Hals zu brechen, wenn man die Treppe auch nur ansieht. Können wir uns vorstellen, dass sie nach einem Heim führt? Sie täglich hinaufsteigen zu müssen, erscheint als Qual für

BEISPIEL



Abbildung 80

GEGENBEISPIEL



Abbildung 81

jeden, zu dem die Steine noch reden. Zu wem aber die Umgebung nicht durchs Auge redet, je nun, dem erzählt sie auch nichts Schönes. Er mag seine Abgestumpftheit in Ruhe ertragen, er weiss eben gar nicht, welche Fülle von Lebensfreude ihm damit verloren geht.

Wir sind hier von selbst zum Thema des Garteneingangs gekommen. Betrachten wir die alten Gartenanlagen, so überkommt uns das Gefühl der Bewunderung dafür, mit wieviel Phantasie und zugleich mit welcher sicherer Selbstverständlichkeit dort immer die Art des Zugangs zum Garten und seine Formen gefunden sind, möge sich nun das Terrain des Gartens auf der Höhe des Wegs, unter oder über seinem Niveau befinden. Diese Bewunderung erstreckt sich gleichzeitig immer mit auf die Gestaltung des Gartenterrains selbst, von dem die Eingangsfrage nicht zu trennen ist.

Betrachten wir neue Gärten, so werden wir Gestaltung kaum an einem bemerken. Das Terrain ist hergenommen, wie es gerade war, und das Schema F wurde auf dem Reissbrett darauf gepresst, mochte es nun passen oder nicht. Von Ausnahmen, die sich irgendwo befinden mögen, rede ich nicht. Sie richten als Ausnahmen genugsam den heutigen Typus. Niemand wird leugnen können, dass dieser moderne Gartentypus in Villenstrassen und Villenkolonien das kopfloseste und ödeste ist, was unsere moderne Kultur überhaupt gezeitigt hat. Das Material der lebenden Pflanze ist nicht gut zu korrumpieren gewesen,

und wo es wuchert, erfreut es wenigstens durch sein Vorhandensein. Wenn man aber die herrlichen Harmonien, die man früher aus dem Pflanzenmaterial und dem Menschenwerk schuf, gesehen und empfunden hat, dann muss man einen wahren Abscheu bekommen vor allem, was man heute Garten nennt.

Gehen wir in unseren Vergleichen ohne vorherige Aufstellung eines Systems gleich wieder mit anschaulichen Bildern vor. Abb. 82 und 83 sind zwei sich genau entsprechende Anlagen. Beides sind Gartenvillen in einer bevorzugten Strasse einer kleinen Stadt. Nehmen wir zunächst das linke Bild. Das Haus ist hier mit seiner Schmalseite an die Strassenfront herangerückt. Aus guten Gründen. Rückt man das Haus nur etwas von der Strassenfront zurück, so bleibt ein schmaler Streifen Garten, der nur Verlust bedeutet, da mit ihm rein nichts anzufangen ist. Er ist zu schmal und zu sehr den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt, um einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren. Wollte man dagegen das Haus so weit in den Hintergrund des Gartens rücken, dass es sich vollkommen von der Strasse trennt, so würde das erstens eine bedeutende Tiefenausdehnung des Gartens voraussetzen, die hier nicht vorhanden war, zweitens würde es den Charakter des Ganzen insofern wesentlich ändern, als dann das Haus gar nicht mehr mit der Strasse Zusammenhang hat. Ob das aber der Fall sein soll, entscheidet der Erbauer — jedenfalls ist es eine andere Lösung der Aufgabe.

BEISPIEL



Abbildung 82

GEGENBEISPIEL



Abbildung 83

Ich kann mir aber sehr wohl vorstellen, dass der Erbauer den Wunsch hat, von seinen Fenstern aus die Strasse über-
schaun zu können. In diesem Fall ist das Zurückrücken
der Frontseite um nur wenige Meter meist nichts als eine
Torheit, die sich nur in wenigen Fällen durch besondere
Umstände rechtfertigen lässt. Diese Art der Anlage er-
zwingt aber heute die Baupolizei und macht sie im ganzen
Lande zur ständigen Regel, so dass nun alle Villenstrassen
überall dieses kopflose Aussehen bekommen. Der Sinn
der polizeilichen Vorschrift entspringt ja ganz sicher dem
guten Willen, das Entstehen von blossen Fronthausstrassen
zu verhindern, indem man die „Zinsvillen“ mit etwas Grün
umputzt. Aber die Vorschriften sind wieder einmal zu
kurz gedacht: mit etwas mehr Phantasie oder wenigstens
mit etwas Studium der alten Anlagen liesse sich derselbe
gute Zweck erreichen, ohne diesen armseligen Vorgarten-
typus zu züchten.

Die Strassen, in denen die Villen wie auf Abb. 82 an-
gelegt sind, sind wirklich ideale Gartenstrassen, in denen
der Wunsch der Stadt: lichte und freie Strassen zu er-
halten, im höchsten Grade erfüllt ist. Dass von Zeit zu
Zeit einmal ein anmutiger, mit Grün umspinnener Giebel
in der Strassenflucht liegt, macht die Strasse nicht enger
oder weniger frei. Mit dem Reissbrett und dem Lineal
lassen solche Gestaltungen sich aber nicht schaffen. Im
Band „Städtebau“ Eingehenderes über diese Frage. Jene
Strassen entstanden damals auch ohne Polizeivorschriften.

Ich will nicht entscheiden, ob sie nicht auch heute ganz von allein entstehen würden, einfach nach dem alten Gesetz von Angebot und Nachfrage. Wenn die Leute lieber in freistehenden und mit Grün_umsponnenen Häusern wohnen wollen, so kommt der Erbauer schon von selbst den Wünschen der Konsumenten entgegen, ohne dass die Polizei die Menschen erst zu ihrem Glück zwingen muss. Ist es aber wirklich unbedingt notwendig, dass die Baupolizei diese Fragen regelt, so tue sie es wenigstens nicht in dieser armseligen Weise, die aussieht, als hätte ein Schutzmann sie ausgedacht.

Zurück zur weiteren Betrachtung der Anlage. Also das Haus stösst vorn an die Strasse an; der hintere, verdeckte Teil des Gartens wird dadurch grösser, und der eigentliche, zum privaten Gebrauch dienende Teil bleibt dem Blick der Vorübergehenden entzogen. Der Eingang ist rechts vom Haus. Zwei kräftige Steinpfosten fassen ihn ein, das ursprünglich hölzerne Gitter ist durch ein eisernes, Gott sei Dank aber wenigstens nicht „verziertes“ Gitter ersetzt. Da die schiefe Ebene des ursprünglichen Terrains in Terrassenform umgeschaffen ist, führen einige Stufen hinab zu dem unteren Gartenniveau. Der Teil, der den Blicken von aussen ausgesetzt ist, wird also auf diese Weise zum Zugangsweg, gleichsam einem neutralen Gebiet, und das intimste Stück des Gartens wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Und nun betrachte man Abb. 83. Vom Hause selbst

BEISPIEL



Abbildung 84

GEGENBEISPIEL

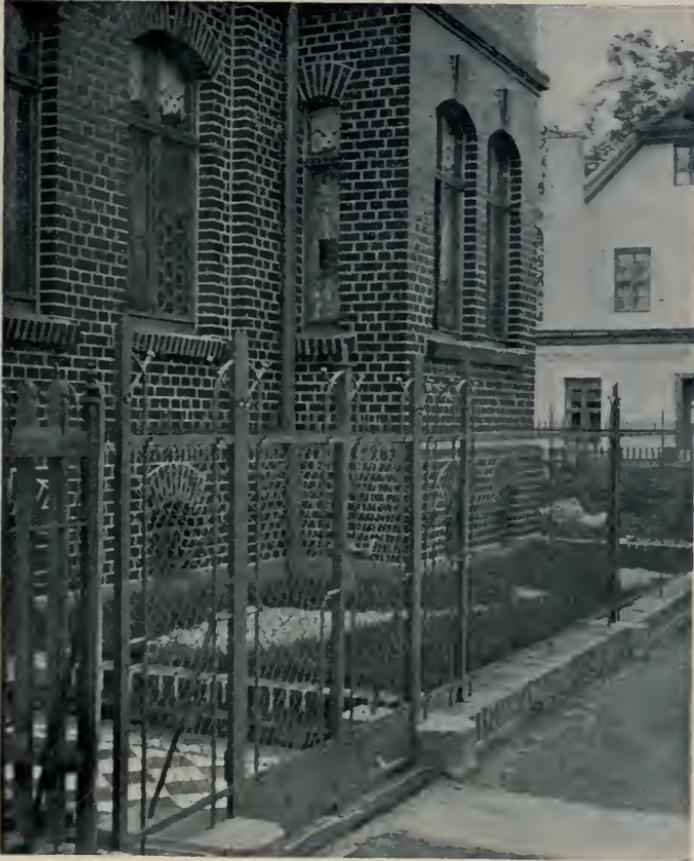


Abbildung 85

sei hier nicht ausführlich die Rede, da über diese Fragen der Band I eingehend handelt. Aber auch ohnedies wird niemand sich der Kläglichkeit des Anblicks verschliessen können, den nach Abb. 82 solch ein Haus bietet. Zu welch dürftiger Schweizerhausphantasie ist der schlichte Giebel von Abb. 82 geworden, wie unklar und zerrissen sitzen die Fenster in den Wänden, wie sinnlos laufen die Sandstreifen über die Backsteinfassade, ohne dass sie doch irgend etwas zu definieren hätten. Das Haus ist zurückgerückt und folgt der baupolizeilichen Front, indem es zwischen sich und die Strasse einen schauerhaften, allen preisgegebenen Vorgarten setzt. Diese Öde scheint man schliesslich auch empfunden zu haben und hat nun wieder ein gänzlich missratenes Gartenhaus hingepflanzt, das eher an eine Bauhütte, als an einen behaglichen Sitzplatz erinnert und trostlose Gefühle erweckt. Ich bitte nur, der Reihe nach all die hier gezeigten guten Gartenhäuser und Lauben zu betrachten und dann den Blick auf dieses fallen zu lassen. Das wird jedes weitere Wort unnötig machen. — Der Garten hat seine schiefe Ebene behalten, und auch der Zugang ist auf diese Weise eine schiefe Ebene geworden, so dass der Eingang in dem Gewirr des Gitterwerks kaum zu finden ist. Da das Haus gerade in der Mitte des Gartens steht, ist auch nirgends ein ausgesprochener Gartenteil entstanden, und man sieht es dem Ganzen sofort von aussen an, dass niemand sich wirklich glücklich in dem Garten fühlen kann. Vielleicht haben die Be-

wohner desselben nie die wahre Heiterkeit und den Frieden eines Gartens kennen und empfinden gelernt und vermissen nicht das nie Gekannte. Aber wirkliches Lebensbegehren kann sie dort nicht überkommen.

Eine ähnliche Anlage zeigt Abb. 84, nur handelt es sich dabei um viel bescheidenere Verhältnisse. In dem Haus auf Abb. 82 wohnte Goethe öfters im Sommer. Abb. 84 ist das Häuschen eines Windmüllers. Ein ganz kleines, bescheidenes Häuschen, das so weit zurückgesetzt ist, dass zwischen Weg und Haus ein wirklicher benutzbarer Garten liegt, in dem die Leute zwischen Buchsbaumhecken und Rosenspalieren Erdbeeren pflanzen und Kohl ziehen. Das Haus lag einst weit vor der Stadt im Feld, und die Gesichtspunkte waren andere, als in der Gartenstrasse. Kann ein empfänglicher Mensch an dieser kleinen Idylle vorübergehen, ohne eine freundliche Erinnerung mitzunehmen, ohne die Empfindung zu haben, dass glückliche Menschen dort wohnen mussten? Philemon und Baucis sind nicht mehr am Leben, Neubauten haben das Häuschen umschlossen, die nur von Dumpfheit und Langeweile erzählen, wie auf Abb. 85. Ist es nicht eine Strafe, dies Bild lange betrachten zu müssen? Flimmert es einem nicht vor den Augen, bekommt man nicht Augenschmerzen von all dem Gewirr weisser Fugen, Drahtgitter und sonstigem Gezappel; wird einem nicht angst und weh vor diesen Zuchthausfenstern, zerquält man sich nicht immer bewusst oder unbewusst das Gehirn, zu was diese kleine öde Sand- und

Rasenfläche zwischen Haus und Strasse da ist? Ob man zur Strafe da Menschen einsperren will, die sich zwischen den peinigenden Blicken der Neugierigen vor dem Käfig und der harten Steinmauer nicht zu retten wissen? Ist das der Sinn des 19. Jahrhunderts? Man tue als Gegenmittel einen tiefen Blick in die freundlichen Augen des alten Häuschens auf Abb. 84.

Abb. 86 zeigt die Art und Weise, wie man in früheren Zeiten in den Strassenfronten ein Gärtchen anbrachte, das reizend ausgedacht war und wiederum Zweck und Sinn der Anlage klar zum Ausdruck brachte. Das Haus ist in Hufeisenform angelegt. Zwei Seitenflügel verband ein zurückliegender Mittelbau, so dass zwischen diesen dreien und der Strasse ein viereckiger Raum übrigblieb. Die Eingangstreppe legte man so, dass sie halb auf der Strasse, halb innerhalb der Futtermauer lag, auf die sich die hochgelegte Terrasse stützt. Heute werden solche vorspringenden Treppen rasiert und Neuanlagen dieser Art verboten. Man hat sich daran gewöhnt, solche Vorschriften als die notwendigen Folgeerscheinungen der neuen Zeit anzusehen. Leute mit Geschmack finden, das wäre zwar tieftraurig, aber unabwendbar.

Ich glaube nicht an die logische Richtigkeit dieser Beweisführung. Wir haben uns nur daran gewöhnt, all diese kurzgedachten Vorschriften als gegeben hinzunehmen und grübeln nicht mehr darüber nach, ob ihr Kern nicht am Ende doch nichts als Unsinn und Schutzmannsweisheit enthält.

„Solche Anlagen sind ein Verkehrshindernis.“ Das ist das Axiom, das ich allmählich anzuzweifeln beginne. Oder richtiger gesagt: der Gedanke, der ihm für die Weiterentwicklung der Menschheit zugrunde liegt, fängt an, mir als recht schief gerichtet zu erscheinen.

Das Menschenleben hat sich allmählich zu einer Hetze und wilden Jagd entwickelt: also rasch alles aus dem Weg räumen, was der Weiterentwicklung zu immer tollerem Hetzjagd hinderlich sein könnte.

Wir haben verlernt, unsere Augen zu gebrauchen. Sie sind uns nicht mehr Gefühlsvermittler und Richter über den sittlichen Wert unserer Formen, sondern nur noch stumpfe Tastorgane, die verhindern, dass wir nicht an alle Ecken anrempeln. Deshalb um Gottes willen alle Ecken und krummen Linien vermeiden, nur immer ganz gerade Strassen, damit der Mensch in seiner tollen Fahrt durchs Leben wie besessen einherfahren kann, ohne nach rechts und links zu sehen.

Unsere Glieder sind steif und ungewandt geworden. Wenn wir unserer Militärflicht genügt haben, legen wir uns einen Bauch und eine Glatze zu und wollen keinen Sprung mehr machen. Deshalb alles hübsch glatt und eben, aus allen Strassen eine Gleitebahn machen, auf der man weiter so hin pendeln kann, ohne dass man irgendwo den Fuss zu heben oder gar aufzumerken braucht.

Das ist der tiefste, unbewusste Sinn der Prinzipien, nach denen wir das Leben einrichten. Wenn diese Prinzipien

BEISPIEL



Abbildung 86

GEGENBEISPIEL



Abbildung 87

Recht haben, so sind auch die Verordnungen richtig, aber ich bin der Überzeugung, dass diese Kulturgedanken uns auf verfehlte Bahnen drängen. Es ist nicht nötig, dass wir, wenn wir die Fortschritte der neuen Zeit benutzen, sie zugleich missbrauchen.

Wenn wir von dem steigenden Verkehr der neuen Zeit sprechen, so kann dieser doch nicht als eine absolute Grösse hingenommen werden. Das Strassenleben einer kleinen Stadt ist heute nicht lebhafter, als das einer kleinen Stadt im Jahre 1500 oder in einer Villenvorstadt einer Grossstadt. Wenn wir aus den Dokumenten jener Zeit ein richtiges Bild gewinnen, so ist im Gegenteil anzunehmen, dass es damals auf der Gasse belebter zugeht als heute, weil damals manches sich auf und an der Strasse abspielte, was sich heute in gedeckte und geschützte Räume zurückgezogen hat. Zudem nehmen heute Städte von 20 000 Einwohnern einen grösseren Raum ein, als vordem Städte von 100 000 Einwohnern, die von Mauern umschlossen wurden und enge Gassen hatten. Mag der Wagenverkehr auch bedeutend zugenommen haben — trotz alledem vermag ich nicht einzusehen, was für ein entsetzliches Verkehrshindernis ein paar Stufen sein sollen, die in den Fussteig einspringen, besonders seitdem die Beleuchtung so gewaltige Fortschritte gemacht hat. Man sieht sie eben und weicht ihnen aus. Nach den Prinzipien, nach denen jene Aufräumer handeln, müsste man ja schliesslich die Laternenpfähle und die Strassenecken polstern lassen. Wir wollen doch Men-

schen sein, die sich ihres Lebens und ihrer Lebenskräfte bewusst sind, und die nicht ein fast künstlich-automatisches Leben führen. Dass man eine Verkehrszentrale, wie etwa die Leipzigerstrasse in Berlin, für riesenhaften Verkehr einrichtet, schliesst doch nicht die Notwendigkeit ein, dass jedes Gässchen im glücklichen Krähwinkel sich auf denselben Riesenverkehr vorbereitet und dass deswegen einstweilen alles demoliert wird.

Die Treppe führt also zu dem Gärtchen empor, das so hoch über der Strasse liegt, dass ein Hineinblicken von dieser aus unmöglich gemacht ist. Dies auf drei Seiten von freundlichen Hausfronten eingeschlossene Gärtchen müsste den angenehmsten Aufenthalt bieten. Der Mittelweg, der von der Strassenpforte nach der Haustür führt, teilt ihn in zwei gleiche Teile, Buchsbaumhecken fassen sie ein, Rosen umspinnen das Spalierwerk, und ein kleines Wasserbecken, eine Grotte, eine Statue oder dergleichen könnte den Garten schmücken. Rechts und links von den Seitenflügeln könnten oben Sitzplätzchen angelegt sein, die im Schatten der Mauern oder der Bäume liegen und unbeobachtet Ausblicke auf das Strassenleben gestatten. Das hier in Abb. 86 vorliegende Gärtchen hat seine alte Wohnlichkeit verloren und ist verwahrlost.

Solche mit Liebe erdachten Anlagen fehlen der neuen Zeit ganz. Einförmig kehrt immer nur der eine und noch dazu verfehlt Gedanke wieder: der Vorgarten. In infinitum könnte ich Gegenbeispiele wie Abb. 87 anführen.



Abbildung 88

Abb. 88 zeigt die Anlage eines Gärtchens, das im alten Stadtgraben angelegt ist. Seitdem die Befestigungen gefallen sind, führen Strassen an den alten Wällen hin; ein Streifen von diesen ist neben der Strasse stehengeblieben und dient gleichsam als Terrasse (siehe auch Abb. 95). Am Eingang von der Strasse aus steht eine kleine Laube, hoch über der Tiefe hinter der alten Mauer. Ein Treppchen führt hinunter in den Grund, von einem Rebgang überdeckt. Meine Abbildungen sind im Winter gemacht, die Bäume sind kahl und frostige Stimmung liegt über dem Ganzen. Trotzdem sieht man ihm seine behagliche Gartenanlage noch an. Es ist ein ganz bescheidenes Gärtchen, gemacht von Leuten in den bescheidensten Verhältnissen, wie Ludwig Richter sie uns sehen gelehrt hat.

Einen über der Strasse liegenden Garten zeigt Abb. 89. Hier ist alles in dichtes Grün eingesponnen, das über die Mauer wuchert. Breite Steinstufen und eine freundliche Holztür geben das Motiv.

Man vergleiche die Garteneingänge Abb. 90 und 91. Der erstere bildet einen Typus des natürlichen „gewachsenen“ Garteneingangs, wie ihn der wohlhabende Städter im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts sich baute. Von der Art dieser Gartenanlagen sprach ich schon. In den breiteren Gartenstrassen blieb in der den ganzen Garten umziehenden hohen Mauer eine breite Lücke, die nur durch Lattenwerk geschlossen war, und in deren Mitte die Eingangstür lag. Doch profanierte dieser Einblick den Garten



Abbildung 89

nicht; wie in all den harmonischen Anlagen jener Zeit war auch die Lage des Hauses mit feinem Sinn darauf berechnet. Es schloss mit seiner breiten, niedrigen Front den Garten gegen die Bresche zu ab, indem zwischen Haus und Gitter ein breites und langes Blumenparterre lag, das gleichsam einen erweiterten Eingang des Hauses bildete, und durch dessen bunten Teppich der breite, mit Buchs eingefasste Weg gerade auf die wiederum breite Tür des Hauses führte. Eine solche Lösung bedeutete natürlich durch ihren Raumaufwand eine ziemlich kostspielige Anlage, denn der eigentliche Garten lag erst hinter dem Haus und war ringsum von Mauern umschlossen. Wer auf solchen Luxus verzichten musste, der wählte eine andere Lage des Hauses zum Garten, aber er suchte nicht durch blossе Verkümmern und Verkleinern der reichen Anlage den Schein einer solchen aufrechtzuerhalten, wie das heutzutage üblich, ja für gewisse Strassen sogar baupolizeiliche Vorschrift geworden ist. Abb. 91 zeigt diesen Typus. Man wird nicht leugnen können, dass so, wie dies Bild, die meisten „Zinsvillen“-Strassen in grossen und kleinen Städten aussehen. Zu dem kläglichen Typus kommt nun eine noch kläglichere Ausführung. Aus den kräftigen monumentalen Sandsteinpfosten sind armselige Pföstlein geworden. Aber was an Monumentalität abgeht, wird durch gar herrlich reiche Ornamentik ersetzt! Man ruht nicht eher, als bis das Ganze durch lauter Kleinkram kurz und klein zerhackt, bis jede übersichtliche Gliederung aufge-

BEISPIEL



Abbildung 90



Abbildung 91

BEISPIEL



Abbildung 92

GEGENBEISPIEL

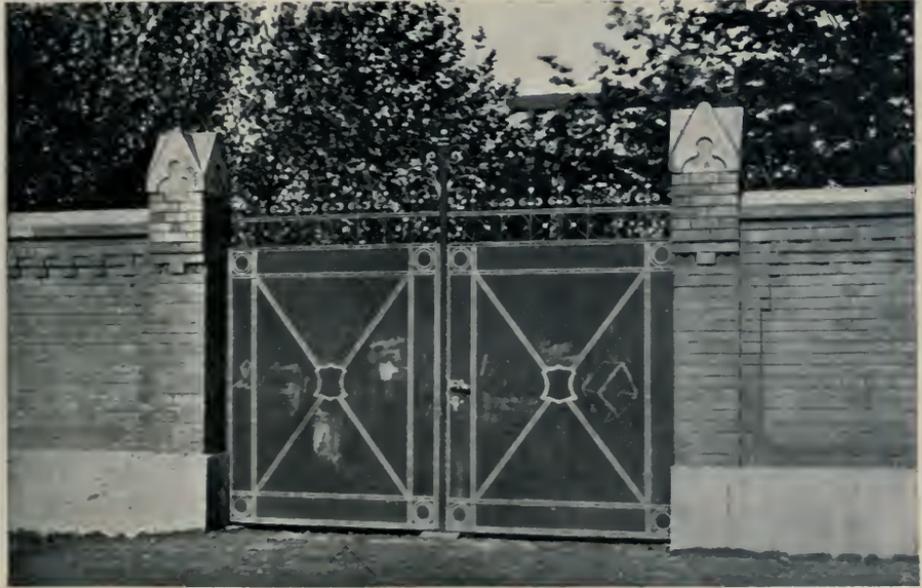


Abbildung 93